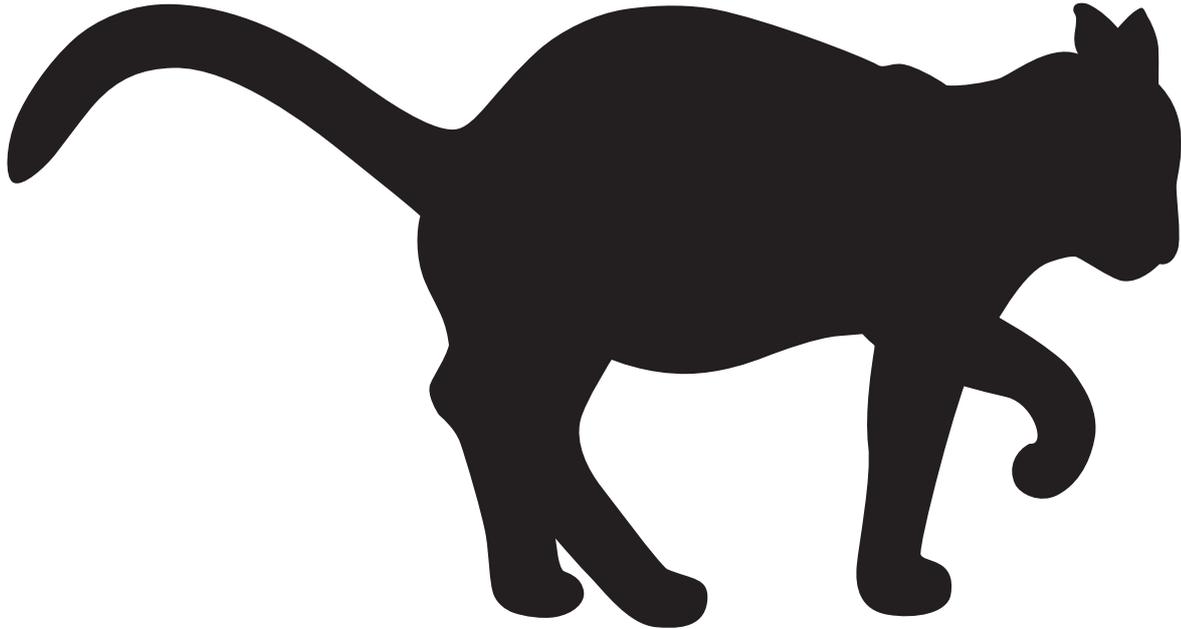


Hans E. Widmer

# «The Power of Neighbourhood» und die **Commons**



# Inhalt

Vorwort	3
1. Teil: Krise, Resilienz, Commons, Subsistenz	7
Die vier Aspekte der Krise	7
Wieder auf die Beine kommen: Resilienz	9
Die Commons und ihre Institutionen	11
Elinor Ostroms Regeln	14
Das Abwicklungsszenario: drei Sektoren	16
2. Teil: Das Potential der Nachbarschaft	22
Warum bei den Nachbarschaften ansetzen?	22
Die 6-Tonnen-Woche	27
Biolebensmittel: Mengen und Flächenbedarf	29
Genug ist mehr als genug: Suffizienz	32
Ohne Demos keine Demokratie oder: «the power of neighbourhood»	34
Quartiere, Regionen, Territorien, die Welt	36
Wo beginnen?	39
Schaffen wir es noch?	40
Anhang	43
Die Prinzipien einer Politik der Subsistenzperspektive	43
Unsere Resilienz stärken: Empfehlungen	43
Kultur der Kooperation: Acht zu vermeidende Missverständnisse	44
Literaturverzeichnis	44
Impressum	46
Krisengebiet	47
Wohlfühlzone	48

*Zum Umschlag: Ein Katzenrevier entspricht unter dichten urbanen Bedingungen etwa einer Nachbarschaft.*

Diese Broschüre verfolgt zwei Ziele: zum einen soll eine gewisse Verständigung über wichtige Begriffe in der aktuellen Diskussion über Alternativen zur Wachstumsgesellschaft versucht werden. Die kognitive Diversität der Ansätze soll dargestellt werden. Zum andern machen wir, sozusagen als Synthese oder Folgerung aus diesen Ansätzen, einen konkreten, handlungsorientierten Lösungsvorschlag, nämlich Nachbarschaften als kleinste Module einer auf Commons gegründeten Wirtschafts- und Lebensweise aufzubauen.

Wichtig für unsere Überlegungen waren die Analysen und Konzepte der Subsistenzperspektive, wie sie von Veronika Bennholt-Thomsen, Maria Mies<sup>1</sup>, Claudia von Werlhof<sup>2</sup> oder Vandana Shiva<sup>3</sup> vertreten werden.

Die Subsistenzperspektive ist zugleich eine Patriarchatskritik – sie sieht im Kapitalismus nur die letzte Verpuppungsform eines jahrtausendealten Verhältnisses.

Eine wichtige Folgerung aus den Überlegungen zur Subsistenz ist ein neuer Umgang mit Ernährung und Landwirtschaft. Doch die Subsistenzperspektive umfasst mehr als das, sie ist eine neue Haltung, eine Methode und ein Weltbild. Es geht um «Daseinsmächtigkeit», um das «Leben aus sich selber heraus», um Souveränität und Machtteilung<sup>4</sup>.

Ein zweiter Diskussionsstrang ist der traditionelle marxistische oder ökonomische. Marx geht davon aus, dass ein menschenwürdiges Leben sich grundsätzlich nicht mit dem Verwertungsdruck der kapitalistischen Produktionsweise verträgt. Er zeigt die inneren Widersprüche dieses Systems auf, die heute klar zutage treten.

Der im Jahr 2012 verstorbene Marxist Robert Kurz stellt fest, dass der eigentliche Wachstumstreiber die Verwertungslogik das Kapitals selbst ist (wo es sich festsetzt, schafft es die verwertbare Arbeit ab und muss sich so immer weitere ausbeutbare Bevölkerungen suchen; heute ist es mit der Globalisierung an seinem Endpunkt angelangt).

Am andern Ende des theoretischen Spektrums kommt der Neo-Keynesianer Joseph Stiglitz zu ähnlich dramatischen Schlussfolgerungen.<sup>5</sup> Er glaubt zwar an den Markt, zählt aber zugleich so viele Formen von Marktversagen auf, dass man den Markt genau so gut verabschieden könnte. Warum gibt es überhaupt «Marktversagen», wenn doch Märkte das perfekte Verfahren zur rationalen Allokation von Ressourcen sind?

Verwandt mit diesen zwei Strängen ist die Diskussion über die Commons (Allgemeingüter, Allmende), die mit Garrett Hardins verstörendem Essay über die «Tragödie der Commons» (1968) einsetzte. Hier sind Forscherinnen wie Elinor

<sup>1</sup> Bennholt-Thomsen, Veronika; Mies, Maria: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, 1997

<sup>2</sup> von Werlhof, Claudia: Der unerkannte Kern der Krise, 2012

<sup>3</sup> Shiva, Vandana: Leben ohne Erdöl, 2009 (über die Ernährungskrise)

<sup>4</sup> siehe «Die Prinzipien einer Politik der Subsistenzperspektive», Anhang Seite 43

<sup>5</sup> Stiglitz, Joseph: Der Preis der Ungleichheit, 2012

<sup>6</sup> Helfrich, Silke; Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons, 2012

<sup>7</sup> Voss, Elisabeth: Wegweiser solidarische Ökonomie, 2010

<sup>8</sup> Siefkes, Christian: From Exchange to Contributions, 2007

<sup>9</sup> Meadows, Donella H.; Meadows Dennis L.; Randers, Jørgen und Behrens III, William W.: The Limits to Growth, 1972

<sup>10</sup> Illich, Ivan: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, 1973/1980

<sup>11</sup> Binswanger, Hans Christoph: Wege aus der Wohlstandsfalle. Der NAWU-Report, Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltzerstörung, 1979

<sup>12</sup> Hänggi, Marcel: Ausgepowert – Das Ende des Ölzeitalters als Chance, 2011

<sup>13</sup> «Der Mensch ist kein *Homo oeconomicus*», Edward O. Wilson

<sup>14</sup> Sennett, Richard: Zusammenarbeit, Hanser, 2012

<sup>15</sup> Wilson, Edward O.: Die soziale Eroberung der Erde, 2013

<sup>16</sup> de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011

<sup>17</sup> Kropotkin, Pjotr Alexejewitsch: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, 1908; (Neuaufgabe im Trotzdem Verlag 2011)

Ostrom und die Initiativen von Silke Helfrich<sup>6</sup> zu nennen. Die Commons sind der Gegenentwurf zu Markt und Staat. Das Potential der Genossenschaften oder ähnlich verfasster Organisationsformen als mögliche Institutionen der Commons interessiert uns besonders.

Alternative Wirtschaftsformen (Solidarische Ökonomie<sup>7</sup>, Peer Economy<sup>8</sup>, demokratische Planung usw.) werden möglich, wenn wir uns vom Verwertungsfetisch und seinen ewig versagenden Märkten befreit haben.

Ein weiterer Strang ist natürlich der ökologische, der mit den «Grenzen des Wachstums»<sup>9</sup> begann und die ganze Wachstumskritik auslöste: Serge Latouche (*décroissance*), Tim Jackson, Niko Paech, Harald Welzer, Irmi Seidl usw. – Ivan Illich<sup>10</sup> könnte hier als Vorläufer erwähnt werden. Die Wachstumskritik verbindet sich oft mit einer radikalen Zivilisationskritik. Hans Christoph Binswanger lancierte die Diskussion in den siebziger Jahren.<sup>11</sup>

Marianne Gronemeyers Bücher «Genug ist genug» (2008) oder «Leben als letzte Gelegenheit» (1993) demaskieren die Moderne als illusorische Fluchtbewegung.

Wie viel Energie dürfen wir verbrauchen – egal ob erneuerbar oder nicht? «Wie wollen wir überhaupt leben?»<sup>12</sup>, und ist es nicht möglich, dass zu viel Energie uns grundsätzlich nicht gut tut? Hier stellt sich die Frage des «Genug», der Suffizienz,

und einer menschen- und naturgerechten Lebensweise überhaupt. Was wollen und sollen wir mit den beschränkt vorhanden Ressourcen gemeinsam tun?

Zum Thema der Kooperationsfähigkeit des Menschen gibt es neuere Forschungen, wie zum Beispiel jene des mathematischen Biologen Martin Nowak. David Graeber weist nach, dass Menschen spontan kooperieren, wenn die Bedingungen förderlich sind, und dass die Theorie vom Menschen als Handel treibendes Tier oder *Homo oeconomicus*<sup>13</sup> ein Ammenmärchen der Ökonomen ist.

Richard Sennett erforscht die Kooperation in ihrem historischen Kontext und legt besonderes Gewicht auf Formen und Rituale.<sup>14</sup> Noch tiefer geht der Biologe Edward O. Wilson, der sogar die Gruppenselektion in der Evolution postuliert.<sup>15</sup> Der Verhaltensbiologe Frans de Waal<sup>16</sup> folgt Kropotkins<sup>17</sup> Spuren und zeigt auf, dass schon Tiere Empathie und Kooperation kennen, und dass wir mehr auf unseren «inneren Affen» hören sollten.

Mit dem Begriff der Resilienz befassen sich Andrew Zoll und Rob Hopkins (im Rahmen der Transition Town-Bewegung). Wie müssen stabile Systeme aussehen, die Kooperation erst möglich machen?

Das Verhältnis der Städte zu ihrem Umland, die Strukturierung der Städte selbst, ist ein entscheidender Faktor bei der Umgestaltung unserer Gesellschaften. Funktionstrennungen, die zu grös-

seren Distanzen führen, haben einen unmittelbaren ökologischen Impact. Wertvoll für die aktuelle Diskussion sind die frühen Ideen von Jane Jacobs<sup>18</sup> und Alexander Christopher et al.<sup>19</sup>, die Studien zur Raumplanung von Diener et al.<sup>20</sup> und das neueste Buch von Benedikt Loderer<sup>21</sup>. Der Umbau unserer von Verkehr und Shopping zerzausten Städte zu kooperativen und konvivialen Lebensräumen, die weltweite Vernetzung der Städte und ihrer Territorien, sind entscheidend für neue Wirtschaftsformen, die nicht mehr auf Konkurrenz beruhen.

Sicher gibt es noch weitere Aspekte einer nicht mehr wachstumsabhängigen Lebensweise – technologische, soziologische, psychologische, kulturelle – die hier nicht zur Sprache kommen. Wir bleiben für sie offen und werden sie bei anderen Gelegenheiten berücksichtigen. Die Diskussion geht weiter.

Obwohl wir grossen Herausforderungen gegenüberstehen, die grundlegende Veränderungen erfordern, ist unser Ansatz pragmatisch: letztlich geht es darum, was wir jetzt, unter den bestehenden Bedingungen, tun können. Die konkreten Ansatzpunkte sind vielleicht ungenügend und enttäuschend, ja langweilig, aber ideale Rahmenbedingungen zu fordern, unter denen man dann sofort das einzig Richtige würde tun können, bewirkt nur eine allgemeine Lähmung.

Das Thema Nachbarschaft aufzugreifen, bedeutet eine umfassende Markt-, Geld- und Eigen-

tumskritik in ein machbares Projekt umzumünzen. Unser Alltagsleben ist eine Ökokatastrophe, aber auch eine Chance eine Lösung zu finden. Multifunktionale Nachbarschaften bieten einen idealen Rahmen für Selbstorganisation und erlauben es den Menschen ihre vielfältigen Talente einzubringen. Das Leben kann vielfältiger, sicherer, freier, selbstbestimmter und schöner werden ohne dass wir den Planeten und uns selbst zu Grunde richten.

Zürich, 24. März 2013

Hans E. Widmer

<sup>18</sup> Jacobs, Jane: Tod und Leben grosser amerikanischer Städte, 1961

<sup>19</sup> Alexander, Christopher; et al.: Eine Muster-Sprache. Städte, Gebäude, Konstruktion. Oxford University Press, New York 1977 bzw. Löcker Verlag, Wien 1995

<sup>20</sup> Diener, Roger; et al.: Die Schweiz, ein städtebauliches Portrait, 2005

<sup>21</sup> Loderer, Benedikt: Die Landesverteidigung, eine Beschreibung des Schweizerzustands, 2012 (thematisiert die katastrophale schweizerische Raumplanung)

**«Ich werde Ihnen sagen, wer mein Gegner ist. Mein wirklicher Gegner hat keinen Namen, kein Gesicht, keine Partei, er wird sich nie zur Wahl stellen, er wird also nicht gewählt - und trotzdem wird er regieren. Dieser Gegner, das ist die Finanzwelt.»**

François Hollande in seiner Rede zum Wahlkampfauftakt am 22. Januar 2012

**«Was macht die Lohnarbeit so attraktiv, dass niemand auf die Idee verfällt, sie zu ächten, wie man einst die Sklavenarbeit ächtete?»**

Marianne Gronemeyer

**«Seit zwanzig Jahren tobt hier der Klassenkampf, und meine Klasse hat ihn gewonnen.»**

Warren Buffet (in: Joseph Stiglitz; Der Preis der Ungleichheit, Seite 243)

**«Nachhaltigkeit heisst also inzwischen Resilienz. Dabei geht es um zweierlei, nämlich die Dämpfung des nicht mehr zu verhindernden Aufpralls und die Gestaltung eines ermutigenden Zustands für die Phase danach. Das Konzept der Postwachstumsökonomie greift beides auf.»**

Niko Paech; Wachstumsdämmerung, oya 7/11

# 1. Teil: Krise, Resilienz, Commons, Subsistenz

## Die vier Aspekte der Krise

Unsere Wirtschaftsordnung, das heisst das Verhältnis von Mensch und Natur und das Verhältnis der Menschen untereinander, basiert auf einem Missverständnis, das nun schon, je nach theoretischer Tiefe, 5000 oder 250 Jahre dauert. Dieses Missverständnis, das uns als Konkurrenten, Marktteilnehmer oder «Tauschtiere» sieht, hat zu einer generellen Krise geführt, die folgende Aspekte hat:

- **Wirtschaftssystem**

Unser Wirtschaftssystem torkelt von Kollaps zu Kollaps. Die Strategie, die Probleme in den Süden zu exportieren klappt nicht mehr, und die Krisen sind in den Zentren angekommen. Unser System wird von fundamentalen inneren Widersprüchen geplagt. Zum Beispiel dem, dass wir Einkommen nur aus Arbeit beziehen können, dass aber Arbeit heute schon knapp ist und noch knapper wird. Diese Widersprüche werden immer wieder mit finanziellen Tricks zugekleistert, das heisst mit Finanzinstrumenten in die Zukunft verschoben. Während das planetarische BIP 65 Billionen Dollars beträgt, umfassen die kombinierten Finanzderivate inzwischen 600 Billionen Dollars. Diese ungedeckten Schecks fliegen uns nun um die Ohren. Finanzkrisen, Schuldenkrisen, Staatskrisen,

Währungskrisen: Es funktioniert schlicht nicht.<sup>22</sup> Die «Tragödie der Märkte» muss beendet werden.

- **Ressourcen**

Der Wachstumszwang, der im System angelegt ist, weil ja die Versprechungen nur gehalten werden können, wenn das Wirtschaftsvolumen zunimmt, braucht die Ressourcen auf: Erdöl, Boden, Wasser, seltene Erden usw. Das Marktsystem ist nicht fähig, Ressourcen ökologisch nachhaltig zu verteilen. Die der marktwirtschaftlichen Produktionsweise inhärente Logik ist der grundlegende «Wachstumstreiber».<sup>23</sup> Wir verbrauchen bald zwei Planeten, haben aber nur einen. Das heisst, wir räumen die Speisekammer unserer Enkel leer.

- **Klima**

Der erhöhte Ressourcenverbrauch ruiniert die Biosphäre, vergiftet die Umwelt, führt zu Klimarisiken. Die Entkopplung des Wachstums vom CO<sub>2</sub>-Ausstoss ist nicht gelungen und kann auch nicht gelingen.<sup>24</sup> Das Wetter spielt verrückt. Der Planet wird unbewohnbar.

- **Ungleichheit**

Weil Ressourcen knapp werden, wird die Verteilung immer umstrittener, die Ungleichheit nimmt zu. 20 % im reichen Norden verbrauchen

<sup>22</sup> Kurz, Robert: Geld ohne Wert, 2012 (Wert und Verwertung, innere Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise)

<sup>23</sup> Seidl, Irmi; Zahnt, Angelika, (Hg.): Postwachstumsgesellschaft, 2010 (Irmi Seidl listet jene Wachstumstreiber auf, die letztlich alle Ausdruck des intrinsischen Wachstumszwangs der kapitalistischen Verwertungslogik selbst sind: Alterssicherung [Pensionskassen, AHV], Gesundheitswesen, Bildung [ist ein etwas ambivalenter und nicht so eindeutiger Bereich: so wie zunehmend ausgestaltet sowohl wachstumsabhängig als auch -treibend], Arbeitsmarkt, Konsum, Verteilungsgerechtigkeit, Unternehmen[sverfassung], Finanzmärkte, Banken, Steuerpolitik [ist nicht an sich wachstumsabhängig, aber -treibend], Staatsfinanzen.)

<sup>24</sup> Jackson, Tim: Wohlstand ohne Wachstum, 2011 (die Dekarbonisierung gelingt nicht innert nützlicher Frist – weniger privater Konsum ist nötig)

<sup>25</sup> Stiglitz, Joseph (ein reumütiger Ökonom): Der Preis der Ungleichheit, 2012, Seite 36

<sup>26</sup> Shiva, Vandana: Leben ohne Erdöl, 2009 (über die Ernährungskrise)

<sup>27</sup> Pearce, Fred: Land Grabbers, 2013

<sup>28</sup> (...) «Der Meeresspiegel wird um 0,5 Meter höher sein, das Arktiseis im Sommer verschwinden und das neue Wetter wird Landwirte und Urlauber treffen», sagte der Experte [Anm.: Jørgen Randers] jetzt. Die Treibhausgasemissionen werden demnach erst 2030 ihren Höhepunkt erreicht haben. Das sei zu spät, um den globalen Temperaturanstieg auf zwei Grad zu begrenzen, was als eben noch akzeptable Marke angesehen wird. Bis 2080 werde die Temperatur um 2,8 Grad steigen – was einen sich selbst verstärkenden Klimawandel auslösen könne.» (...): Spiegel-Online am 8. April 2012 zur Präsentation des Club-of-Rome-Report «2052».

<sup>29</sup> Taleb, Nassim Nicholas: Antifragile, 2012 (Systeme, die Zufälle und Schwankungen nicht nur ertragen, sondern dadurch sogar besser werden: fluctuat nec mergitur).

chen 80 % der Ressourcen, 1 % besitzt gleich viel wie die restlichen 99 %. Das BIP/Kopf von Bangladesh ist 100 mal kleiner als unseres. Auch im Innern sind unsere Gesellschaften ungleicher geworden: 1 % der US-Haushalte besitzt 225-mal so viel wie der Durchschnittsamerikaner, 1962 war es das 125-Fache.<sup>25</sup> Das Resultat sind soziale Konflikte, Zerfall von Demokratie und Rechtsstaat, Bürgerkriege, Terrorismus, Fluchtbewegungen. Die Benachteiligten sind überall am Revoltieren. Sie verlangen Gerechtigkeit und Demokratie für alle. Sie klopfen an unsere Tür. Wir sollten uns nicht wundern.

Ein weiterer, mit den andern verbundener, Krisenaspekt wäre noch die drohende Ernährungskrise (Mais wird zu Ethanol vergast)<sup>26</sup>. In Afrika ist momentan ein riesiges «Land Grabbing» (im Ausmass von 80 bis 280 Millionen Hektaren Ackerland) im Gange. Da es meist keine Landtitel gibt, gehört das Land dem Staat, und er kann es legal, mit viel Korruption und unter Missachtung der Gewohnheitsrechte, den Investoren verkaufen, die es in Plantagen verwandeln (Äthiopien, Madagaskar). Aus Sicht der Geldgeber sind das wichtige Investitionen in Infrastrukturen, und sie schaffen Arbeitsplätze.<sup>27</sup> Seit der Finanzkrise werden sichere Anlagen gesucht, und man hat den Boden wiederentdeckt.

Die Privatisierung erobert immer neue Lebensbereiche. Mit dem Bergbau, dem Bau von Staudämmen, der Erschliessung neuer Gas- und Erdölvorkommen («Fracturing») werden ganze Landstriche und Meere zerstört. Die Leerfischung der Ozeane ist weit davon entfernt gestoppt zu werden. Die Privatisierung geht weiter in die Tiefe: Gene, Saatgut, Menschen, Organe, CO<sub>2</sub>, Menschen usw. Alles soll patentierbar werden. Die Marktwirtschaft hat keine Fähigkeiten sich selbst zu zähmen. Ob wir es schaffen, unsere Lebensgrundlagen gemeinsam als Commons zu verwalten, ist eine Schicksalsfrage.

Was uns droht, ist eine Megakrise, die in naher Zukunft zuerst zu einzelnen Zusammenbrüchen, dann zu einem generellen Kollaps führen muss.<sup>28</sup> Während der Kollaps wahrscheinlich nicht mehr zu vermeiden ist, können wir heute schon viel tun, um wenigstens eine weiche Landung vorzubereiten.

Das alte Bild des Zugs, der auf einen Abgrund zurast, und in dem wir die Notbremse ziehen sollten, muss also ersetzt werden: die Bremsdistanz ist nun schon länger als die Distanz zum Abgrund. Wir sollten Fallschirme basteln.

Wir müssen heraus aus einem instabilen System und zu einer neuen, vielfältiger abgestützten, robusteren Haushaltordnung kommen. Wir brauchen systemische Pluralität und Redundanz, vielleicht sogar Antifragilität.<sup>29</sup>

Daher müssen wir unseren ökonomistisch verdrehten Blick neu einstellen. Statt als *Homo oeconomicus* mit der Machete in der Hand im Marktdschungel unseren Lebensunterhalt zu er-

obern und dabei den Dschungel und uns selbst kaputt zu machen, sollten wir davon ausgehen, dass von allem genug da ist, es aber den Bedürfnissen entsprechend besser verteilt werden muss.

## Wieder auf die Beine kommen: Resilienz

Das neue Zauberwort heisst: Resilienz, oder Widerstandskraft.

Resilienz ist eine Eigenschaft von Systemen. Sie sorgt dafür, dass sie sich nach Krisen und äusseren Schocks wieder erholen, also krisentauglich sind.<sup>30</sup> Der Begriff wird auch in der Medizin gebraucht für Patienten, die Krankheiten besser überstehen können und wieder auf die Beine kommen.

Wir brauchen resiliente soziale Strukturen. Das heisst:<sup>31</sup>

- **transparent**  
Alle Beteiligten wissen voneinander, was sie tun und können so aufeinander reagieren und sich abstimmen.
- **kommunikativ**  
Die Beteiligten kommunizieren effektiv und inklusiv, möglichst persönlich, aber auch unter Benutzung des Internets.
- **kooperativ**  
Die Beteiligten profitieren von der gegenseitigen Benutzung ihrer Fähigkeiten. Es entsteht

ein Kooperationsgewinn, der grösser ist als die Summe der einzelnen Beiträge und der geteilt werden kann.

- **demokratisch**  
Die Beteiligten können gleichberechtigt an der Gestaltung eines Systems mitwirken. Die heute oligarchischen Systeme (die gesamte Wirtschaft bleibt dabei ausgeklammert), werden endlich demokratisch. Das macht Identifikation und Verantwortungsbewusstsein erst möglich. Diktaturen und Hierarchien sind notorisch instabil.
- **modular**  
Resiliente System bestehen aus klar definierten Modulen, die ausgewechselt werden können und die für einander eintreten können.
- **abkoppelbar**  
Die Module können für eine gewisse Zeit selbständig überleben. Defekte können so repariert werden ohne dass das ganze System zusammenbricht.

<sup>30</sup> Paech, Niko: Wachstumsdämmerung, Zeitschrift oya 7/11 | Hopkins, Rob; in Helfrich, Silke (Hg.): Commons; «Resilienz denken», Seite 45

<sup>31</sup> Zolli, Andrew; Resilience, 2012 (Fallschirme bauen)

- **dezentral**  
Die Abkoppelbarkeit impliziert Dezentralisierung, also lokale Selbständigkeit innerhalb eines bestimmten Rahmens. Damit werden Fallmascheneffekte verhindert.
- **lokal**  
Die Systeme passen zu lokalen Bedürfnissen, und die Module stützen sich in lokaler Nähe gegenseitig (lokale Synergien durch Relokalisierung).
- **Ökodesign**  
Nachhaltige Systeme benötigen ein neues ökologisches Design der verwendeten Güter, das nicht mehr dem Wachstumsdiktat untersteht. Statt geplanter Obsoleszenz<sup>32</sup> werden Haltbarkeit, Reparierbarkeit, Wiederverwendbarkeit («cradle to cradle»), Kombinierbarkeit usw. für die Gestaltung wesentlich. Gemäss Stahel<sup>33</sup> liesse sich damit der Materialdurchstoss bei gleichem Nutzen um einen Faktor zehn verkleinern. Die Zukunft basiert also nicht auf Low-Tech oder gar auf einer Rückkehr ins Mittelalter, sondern auf einer Art von modularer High-Tech, die wir noch gar nicht gesehen haben. Wenn wir die Epoche der kapitalistisch verkrüppelten Kümmerform von Technik<sup>34</sup> hinter uns haben, beginnt das eigentliche technische Zeitalter.
- **angepasste Grössenordnungen**  
Für jeden Funktionsbereich muss die Grös-

senordnung angepasst werden. Nicht immer ist «gross» am effektivsten, umgekehrt kann «klein» eine ökologische Katastrophe bedeuten, wie zum Beispiel bei kleinen Metallschmelzöfen im Hinterhof. Man könnte hier auch von adaptiven Grundmustern sprechen.

- **kognitive Diversität**  
Es braucht eine Vielfalt an Methoden, Denkmustern und Kulturen. Vielfalt überhaupt ist ein wichtiges Prinzip stabiler Systeme. Unser heutiges Einheitssystem (das Primat der Kapitalverwertung) muss also durch eine Vielfalt von mehr oder weniger unabhängigen Systemen ersetzt werden.
  - **abgestuftes Engagement**  
Resiliente Organisationen beruhen auf verschieden intensiven Beteiligungsformen. Eine Kerngruppe engagiert sich mehr, darum herum bilden sich Kreise unterschiedlicher Mitwirkung. Nicht alle müssen alles machen.
  - **Dazugehörigkeit**  
Das Gefühl zu einer Gemeinschaft zu gehören an sich verbessert die Resilienz (das gilt sogar für die Gesundheit). Das können religiöse, kulturelle oder andere Gemeinschaften sein.<sup>35</sup>
- Resilienz ist nicht möglich ohne Kooperation. Das absolute Konkurrenzprinzip zerstört sie (ein bisschen Wettbewerb am richtigen Ort kann nicht schaden).

<sup>32</sup> Latouche, Serge: Bon à casser, 2012 (über die «geplante Obsoleszenz»)

<sup>33</sup> Stahel, Walter: The Performance Economy, 2006

<sup>34</sup> «Technik» stammt von griechisch «techné», was «Kunst» bedeutet

<sup>35</sup> Seligman, Martin: Flourish – Wie Menschen aufblühen. Die Positive Psychologie des gelingenden Lebens. 2012 (Dazugehören als Resilienzfaktor) sowie Tarnutzer S.; Bopp, M.; for the Swiss National Cohort Study Group: Healthy migrants but unhealthy offspring? A retrospective cohort study among Italians in Switzerland. BMC Public Health 2012, 12:1104 (soziale Netze tragen an sich zur Gesundheit bei).

Kooperieren und Teilen ist ein sehr altes Verfahren, und die Menschen wenden es spontan an, wenn man sie nicht daran hindert. Es ist natürlich auch ein Verfahren, das aus Situationen von Not und Knappheit entstanden ist. Die Walliser Alpen hätte eine Person allein nie effizient bewältigen können. David Graeber<sup>36</sup> spricht von einem spontanen «Mikrokommunismus», auf dem das Funktionieren jeder, auch jeder kapitalistischen, Firma beruht.

Das Modewort dafür heisst heute Commons oder Commoning, ein sozialer Metabolismus, der auf der Herstellung, Bewahrung und Nutzung von Gemeingütern beruht. Dazu gehört fast alles: Boden, Nahrung, Wohnen, medizinische Versorgung, aber auch immaterielle Dinge wie Wissen, Kultur, Know How. Der Begriff Commons wird bevorzugt, weil die deutschen Wörter Allgemeingüter, Allmende usw. allzu materiell tönen und immaterielle Güter und Dienstleistungen auszuschliessen scheinen. Der Begriff Allmende ist zudem romantisch befrachtet, klingt rein agrikulturell und bezieht sich teilweise auf Praktiken, mit denen wir heute nichts mehr zu tun haben wollen. Schliesslich gehört inzwischen auch die «zweite Natur», die wir in 200 Jahren Industrialisierung geschaffen haben, zu den Commons: Eisenbahnen, Fabriken, Spitäler, Universitäten, Kanäle, Kraftwerke.

Nicht jeder Common funktioniert gleich: während man Kartoffeln nicht downloaden kann und sie durch Teilen nicht mehr Leute ernähren können, vermehrt sich Wissen durch Teilen sogar, weil es dadurch neues Wissen generiert. Die Zahl  $\pi$  (Pi) ist nicht weniger wahr, nur weil viele sie kennen. Sie ist ein kultureller Common der Menschheit.<sup>37</sup>

Darum ist es auch logisch, dass Kulturschaffende so lange auf Copyrights und Honoraren bestehen, als sie ihren Lebensunterhalt nicht aus den Commons beziehen können. Wer keine Kartoffeln gratis bekommen kann, muss sie eben kaufen können. Die Entwicklung der beiden Commons-Typen (materiell, kreativ) muss also parallel und verwohen erfolgen.

Es gibt verschiedene Arten von Commons, wichtig ist bei allen, dass es nicht um den individuellen Profit geht, sondern um das (ganze, partielle) Gemeinwohl. Man unterscheidet zum Beispiel:

- **Gemeingüter** (Luft, Natur, Strassen, Bildung usw.), allgemein zugänglich; gratis
- **öffentliche Dienstleistungen** (Gesundheit, Verkehr, Energie, Wasser), allgemein zugänglich mit Bedingungen; gratis oder «politische Preise» (wie z.B. Krankenkassen)
- **gemeinnützige Institutionen** (Wohngenossenschaften, Stiftungen, NGOs)

<sup>36</sup> Graeber, David: *Schulden – die ersten 5000 Jahre*, 2012

<sup>37</sup> Helfrich, Silke: *Commons*, 2012, Seite 85: «Der Unterschied zwischen rivalen und nichtrivalen Ressourcen ist qualitativer Natur, und er ist unhintergebar.»

mit Zugangsbedingungen, kostendeckende Preise, Geschenke

- **Vereinscommons**  
(Vereine, Clubs, Gesellschaften, Zünfte), nur für Mitglieder, kein individueller Profit

Allein schaffen wir praktisch nichts. Wir überleben keine drei Tage ohne gesellschaftliche Institutionen. Wir müssen den beschränkten Commons-Begriff («Gemeingüter» wie Wasser, Luft, Land, Wald usw.) also auf alle lebenswichtigen Güter, auf die Subsistenzgüter (mehr dazu siehe unten), ausweiten.

Alle Fachleute stimmen darin überein, dass es weltweit genug Nahrungsmittel gibt. Doch aktuell werfen wir gegen 50 % vor dem Verzehr fort und verfüttern weltweit ca. 40 % allen Getreides den Tieren. Es gibt genug Energie für ein gutes Leben für alle, es gibt genug Wasser, genug Mineralien, vor allem wenn wir den Schrotberg dazu nehmen, der heute in Form von Autos noch herumfährt. Der neue Bergbau heisst: Urban Mining. Unsere Schatztruhen sind die Müllhalden.

Menschen kooperieren, wenn man sie lässt. Das belegt die Forschung. Sogar die Biologen anerkennen nun die Rolle der Kooperation in der Evolution.<sup>38</sup> Der Kampf aller gegen alle ist ein Mythos.

Commons heisst:

- **gemeinsam produzieren**  
mit «produzieren» ist hier nicht einfach die

heutige industrielle Produktion gemeint, sondern im Einklang mit der Natur und der Gesellschaft herstellen, kultivieren.<sup>39</sup> Der Kreislauf von Produktion und Konsumation muss mit Hilfe von sozialen Institutionen geschlossen werden. Die Mitwirkung der Konsumenten muss, vor allem in der Nahrungsmittelproduktion (mehr dazu siehe unten), persönlich, oder wenigstens institutionell eng vermittelt sein. Wir werden Prosumenten. Oder französisch: consommactrices.

- **Teilen statt Tauschen**

Menschen sind keine Tauschtiere. David Graeber<sup>40</sup> belegt in seiner Untersuchung, dass ursprüngliche Gesellschaften Güter teilen. Fast alle traditionellen Gesellschaften teilen Nahrungsmittel.<sup>41</sup> Sogar Schimpansen teilen das Futter, wenn auch nach einigem Theater.<sup>42</sup> Tausch, Handel, Geld und Schuldwirtschaft entstehen erst unter Herrschaftsbedingungen, also unter Zwang. Naturwüchsiger Tauschhandel ist ein Mythos. Er soll nur die Einführung von Geld als «praktisches» Tauschmittel rechtfertigen. In Wirklichkeit wurde Geld hauptsächlich als Kontrollinstrument von herrschenden Klassen (Steuern, Besoldung von Soldaten und Beamten usw.) eingeführt. Teilen ist natürlich nur möglich, wenn es stabile Gemeinschaften gibt, die das Teilen gerecht und langfristig organisieren können<sup>43</sup>. Wir brau-

<sup>38</sup> Nowak, Martin: Supercooperators, 2011 | de Waal, Frans; Das Prinzip Empathie, 2011 | Wilson, Edward O.; Die soziale Eroberung der Erde, 2013: «Erstens zeigt es sich, dass bei allen Tierarten, die Eusozialität erreicht haben – wirklich ausnahmslos bei allen – die altruistische Kooperation ein dauerhaftes, verteidigungswürdiges Nest vor Feinden schützt, also vor Räubern, Parasiten oder Konkurrenten.» (Seite 172) sowie «Alle gesunden Menschen sind zu echtem Altruismus in der Lage.» (Seite 299)

<sup>39</sup> Sennett, Richard: Handwerk, 2008

<sup>40</sup> Graeber, David: Schulden – die ersten 5000 Jahre, 2012

<sup>41</sup> Diamond, Jared: Vermächtnis, 2012

<sup>42</sup> de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011

<sup>43</sup> Siehe «Ohne Demos keine Demokratie oder: <the power of neighbourhood>» Seite 35

chen also nicht vorrangig bessere Tauschmittel, sondern funktionierende Gemeinschaften des Teilens.

- **jeder trägt bei, was er kann, jede bekommt, was sie braucht**

Es ist dies das ursprüngliche genossenschaftliche Prinzip. Es schliesst nicht aus, dass Beitragen und Bekommen institutionell geregelt und kontrolliert werden (vergleiche Elinor Ostroms Regeln auf der folgenden Seite).

- **demiurgisches Prinzip**

von griechisch demos = Gemeinde + ergos = Arbeit: Gemeindearbeiter, also nicht konkurrierende Kleinunternehmen, sondern wechselseitig Angestellte. Nicht die Produzenten bestimmen als Unternehmer, was sie für einen Markt produzieren, sondern Produzenten und Konsumenten bestimmen (als gleiche Personen in verschiedenen Rollen) zusammen, was für die Gemeinschaft produziert werden soll. Dafür ist natürlich intensive Kommunikation und partizipative Planung (Anbaupläne, Produktionspläne) erforderlich.

- **Einbettung kleinerer Commons-Kreise in grössere**

Commons-Gemeinschaften können nicht autark bestehen, letztlich ist der ganze Planet unser Common.

**Resultat: grösserer individueller Nutzen durch gemeinsame Nutzung**

Zwischen diesen Grundsätzen und jenen des *Buen Vivir* oder *Vivir bien* gibt es keinen wesentlichen Unterschied. Mit der Commons-Idee können wir auch an eigene oder andere Traditionen anknüpfen, zum Beispiel an die Alpgenossenschaften in der Schweiz oder die Ejidos in Lateinamerika.<sup>44</sup>

Die Commons können nicht als Selbstbedienungsladen funktionieren. In kleinen Gruppen können sie noch spontan funktionieren, zum Beispiel zu Hause oder in traditionellen Bauerndörfern. Der Preis informeller Strukturen kann allerdings sehr hoch sein: Herrschaft von Patriarchen, von Cliquen, extreme soziale Kontrolle. Heute brauchen sie definierte Strukturen, Institutionen, eine bestimmte Form, die für Transparenz sorgt.

Die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom, die kürzlich verstorben ist, hat nach ausgedehnten empirischen Forschungen die sieben nachfolgenden Regeln für Institutionen, die das Gelingen der Commons fördern, herausdestilliert.

<sup>44</sup> [www.bit.ly/ejido](http://www.bit.ly/ejido)

## Elinor Ostroms Regeln<sup>45</sup>

1. Es gibt klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.
2. Die Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderessourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.
3. Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.
4. Überwachung der Einhaltung der Regeln.
5. Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstößen.
6. Mechanismen zur Konfliktlösung.
7. Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen (bzw. Commons-Institutionen) anerkannt.

Die Regeln sind nicht gerade «nett», eher hart und fair. Es gehören nicht einfach alle dazu. Es geht nicht ohne Überwachung und Sanktionen. (Sanktion muss nicht Bestrafung heissen, auch andere Massnahmen, wie zum Beispiel zusätzliche Unterstützung bei Problemen der Regeleinhaltung, sind denkbar.) Es geht vor allem nicht einfach spontan.<sup>46</sup>

Regel sieben ist besonders wichtig. Sie postuliert eine Einbettung kleinerer Module in grosse.

Sie soll verhindern, dass lokale Lebenswelten sich abschliessen und sogar miteinander in Konkurrenz geraten. Es bestünde sonst die Gefahr, dass sich Commons-Gemeinschaften als Einzelfirmen verstehen, wie es mit Genossenschaften schon gesehen ist. (Vgl. der fatale Betriebsegoismus von selbstverwalteten Betrieben: innere Demokratie ist nicht gleich äussere Demokratie!) Regel 7 gibt jedem einzelnen Mitglied die Sicherheit einer Rekursinstanz ausserhalb der eigenen Gemeinschaft, relativiert damit die implizite oder explizite soziale Kontrolle. «Small» ist nicht immer beautiful.

Sie sollen auch die 3 B's neutralisieren, die heutige Alpkorporationen vergiften können:

- Bestechung
- Bevorteilung
- Bedrohung

Ein gutes Instrument sind möglichst viele anonyme Abstimmungen. Vor allem in kleineren Genossenschaften.

Regeln dürfen nicht als Ausdruck von Misstrauen verstanden werden. Sie sollen vor allem Schwächere schützen und die Entwicklung von Machtklüngeln und Mauscheleien verhindern. Auch wenn es Delegierte oder Vorstandsmitglieder selbst gewählt hat, fühlt sich das einzelne Mitglied schnell einsam und machtlos. Nur schon das Vor-

<sup>45</sup> Ostrom, Elinor: Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter, 2011

<sup>46</sup> Das geht ja beim Markt auch nicht – historisch gesehen wurden Märkte der Gesellschaft aufgezwungen. Zudem überleben sie nur dank hochgradiger Regulierung. Vgl. Graeber, David: Schulden – die ersten 5000 Jahre, 2012

handensein einer internen Mediationsstelle kann Konflikte verhindern oder dem Einzelnen das Gefühl der Unterstütztheit geben.

Solche Institutionen sind nicht utopisch, es gibt es heute schon, in Form der Genossenschaften. Ich zitiere aus den Statuten einer bestehenden Genossenschaft:

«Die Genossenschaft<sup>47</sup> bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung ihren Mitgliedern preisgünstigen Raum für Wohnen, Arbeiten und öffentliche Nutzungen zu verschaffen und zu erhalten. Die Genossenschaft schafft nachhaltige Strukturen, welche selbstverwaltete, sichere, ökologische und gemeinschaftliche Wohn-, Arbeits- und Lebensformen ermöglichen.»

2012 war das Uno-Jahr der Genossenschaften. 800 Millionen Menschen sind Mitglieder von Genossenschaften und wissen, worum es im Prinzip geht<sup>48</sup>. Das Motto könnte lauten: in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung. Das funktioniert.

Hier geht es um das Gemeingut Wohnen, es könnte leicht auch auf Ernährung, Kleidung, Möbel, Unterhaltungselektronik, ausgeweitet werden. Im Falle der Ernährung kann folgender Zweckartikel aus den Statuten einer Gemüsekooperative der Inspiration dienen:

«Landwirtschaft ist für uns ein Pflege- statt ein Business-Bereich. Wir produzieren saisonal und forcieren kein genormtes Gemüse. Das heisst, wir

ernten, was es gibt, nicht was sich finanziell lohnt. Wir entziehen einen wichtigen Lebensbereich der Spekulations- und Profitsphäre und wirken damit der vorherrschenden Wirtschaftslogik mit ihrem Wachstumszwang entgegen. Wir setzen eine mögliche alternative Wirtschaftsorganisation um, die auf produktiver Kooperation statt auf kontraproduktiver Konkurrenz basiert.»<sup>49</sup>

Eine Gefahr öffentlichen oder kollektiven Eigentums (oder der Zuständigkeit für Güter) besteht darin, dass schliesslich, obwohl das Gemeinwesen es verwalten und pflegen sollte, niemand wirklich zuständig ist, und dass verwahrloste Freiräume entstehen. Weder Privateigentum noch anonymes staatliches Eigentum haben sich bis jetzt als besonders verantwortungsbewusst entpuppt. Genossenschaften sind in dieser Hinsicht ein guter Kompromiss: die Zuständigkeit ist zwar nicht staatlich, aber doch kollektiv. Die betroffenen Güter sind «nahe» und überschaubar. Wenn darauf geachtet wird, dass öffentliches Eigentum institutionell gestaffelt verwaltet wird (insbesondere von Gemeinden), und dass das Prinzip der Subsidiarität beachtet wird, dann kann die sorgfältige Pflege der Commons gelingen.

<sup>47</sup> Kraftwerk1, Zürich; [www.kraftwerk1.ch](http://www.kraftwerk1.ch)

<sup>48</sup> Fabricius, Wolfgang: Kapital ohne Kundschaft, 2009

<sup>49</sup> Gartenkooperative ortoloco; [www.ortoloco.ch](http://www.ortoloco.ch)

## Das Abwicklungsszenario: drei Sektoren

Der Zusammenbruch des marktwirtschaftlich dominierten Systems braucht uns keine Angst zu machen. Umgekehrt brauchen wir keinen Kollaps um uns für lebensfreundlichere und gerechtere Systeme einzusetzen.

Nichts hindert uns daran jetzt schon solche Strukturen aufzubauen. Für einen Übergang sind alle nötigen Institutionen schon bereit oder werden gerade experimentell erprobt. Es geht dabei nicht darum, das heutige System einfach durch ein anderes zu ersetzen. Für eine systemische Stabilität braucht es im Gegenteil mehrere unabhängige Kreisläufe.

Was die Commons-Institutionen (funktional, territorial) betrifft, so sind sie gemäss den Resilienz-Kriterien vielfältig verschachtelt, nicht zentra-

listisch, also nicht anfällig für systemische Zusammenbrüche. Die Basis des Lebensunterhalts bildet die Subsistenz.

«Subsistenz ist die Summe all dessen, was der Mensch notwendig zum Leben braucht: Essen, Trinken, Schutz gegen Kälte und Hitze, Fürsorge und Geselligkeit. Wenn die Subsistenz gesichert ist, kann das Leben weitergehen.»<sup>50</sup>

Ein möglichst pragmatisches, möglichst reformistisches, möglichst graduelles, möglichst langweiliges Szenario für das Auffangen und Abwickeln zusammenbrechender marktwirtschaftlicher Strukturen sieht so aus (die Zahlen beziehen sich auf die ganze Welt; gemeint ist nicht eine Rangordnung, sondern eine Zuordnung zu grösseren und kleineren Kreisen):

Sphäre der Commons	1. Allgemeine Dienstleistungen	2. Subsistenz in der Landwirtschaft	3. Kreative/kooperative Projekte
Funktion	Industrie, Banken, Grundversorgung, gesellschaftliche Dienste	Ernährung	Handwerk, leichte Gewerbe, Dienstleistungen, Künste
Organisation	indirekte und direkte Demokratie	direkte Demokratie	freie Assoziation
Grössenordnung	350'000 «Filialen» Landstädte, Quartiere	14'000'000 Nachbarschaften	unbegrenzt

<sup>50</sup> Bennholdt-Thomsen, Veronika; Mies, Maria: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, 1997

## 1. Öffentliche Dienstleistungen

Für die Infrastruktur und die Herstellung existentiell notwendiger industrieller Güter kann der heutige Staat zu einer Institution einer umfassenden öffentlichen Dienstleistung umgebaut werden.<sup>51</sup> Dazu braucht es natürlich mehr Transparenz und mehr demokratische Mitwirkung als in den heutigen Staaten, also resilientere Strukturen. Auch Staaten müssen den Commons-Regeln von Elinor Ostrom gehorchen (eigentlich sind sie nichts anderes als die Regeln der Good Governance).

Wenn man von seiner Repressionsfunktion absieht, dann ist der moderne Staat im Prinzip eine genossenschaftliche Struktur: jeder gibt, was sie kann (Steuern), jeder bekommt, was sie braucht (öffentliche Dienstleistungen, von Bildung über Kredite bis Gesundheit). Wenn es keine Minderheiten mehr zu unterdrücken und keine oligarchischen Interessen mehr zu schützen gibt, dann können die Staaten ihre Regierungsfunktion reduzieren und zu nüchternen genossenschaftsähnlichen Verwaltungen von Sachen werden. Die Wut der neoliberalen Ideologen auf den Staat erklärt sich gerade aus diesem genossenschaftlichen Potential.

Wenn es wirklich zu lokalen, regionalen oder globalen Kollapsen kommt, werden wir keine Zeit haben Alternativmodelle einer gesellschaftlichen Kooperation auf grosser Stufenleiter (und darum

geht es hier ja, nicht um kleine Survival-Projekte) zu installieren. Was schon vorhanden ist, muss nochmals als Auffangorganisation genutzt und umgenutzt werden. Der Staat ist (noch) vorhanden. Nutzen wir ihn. Holen wir ihn uns zurück.<sup>52</sup>

In der jüngsten Krise haben wir erlebt, wie der anti-liberale Sündenfall überall eingetreten ist. Sogar in den superliberalen USA wurde die Autokonzern GM vom Staat übernommen und gerettet. Bei uns machten wir das mit der UBS. In den 30er Jahren übernahm die Stadt Zürich die Aktienmehrheit des damals grössten Industriebetriebs, Escher-Wyss. Warum? Offiziell ging es um Arbeitsplätze und Steueraufkommen. Doch Escher-Wyss produzierte Turbinen zur Stromerzeugung. Hätte die Firma also ihre Aktivitäten eingestellt, wäre letztlich die öffentliche Dienstleistung Stromversorgung gefährdet gewesen. Wenn wir eine öffentliche Dienstleistung für wichtig halten, dann erbringen wir sie halt. Diese einfache Logik scheint uns vor lauter Markt fetischismus und neoliberalen Dogmen abhanden gekommen zu sein.

Das Platzen der Finanzblase kann zu einer plötzlichen Entwertung von Realkapital, zu einem massenhaften Kollaps von Firmen, führen. Wenn es Institutionen der Commons gibt, die die Betriebe auffangen können, braucht uns dies keine Angst zu machen: es ist ja alles noch da, die Anlagen, die Arbeiter, das Know-How. Es wird nur anders verwaltet. Von der Finanzwirtschaft gelangen wir zur

<sup>51</sup> Stiglitz, Joseph: Der Preis der Ungleichheit, 2012: Stiglitz weist darauf hin, «dass die durchschnittlichen sozialen Renditen staatlicher Investitionen in Forschung und Entwicklung weit über 50 Prozent liegen und damit viel höher sind als in allen anderen Investitionsfeldern.» (Seite 236) | «Private Krankenversicherungen sind viel weniger effizient als die staatliche Medicare, private Lebensversicherer weit weniger effizient als die staatliche Rentenversicherung.» (Seite 238) | «Bekanntlich sind weder der Staat noch die Märkte vollkommen. (...) Es gibt zahlreiche Fälle von Staatsversagen, aber sie verblasen im Vergleich zu den Verlusten, die das vielfältige Versagen des privaten Sektors – insbesondere im Umfeld der Grossen Rezession – verursacht hat.» (Seite 455). Trotz allem ist Stiglitz kein Verfechter einer vorherrschenden Rolle des Staates (so wie er ist). Er setzt im Gegenteil immer noch auf Privatwirtschaft, Wettbewerb und Wachstum.

<sup>52</sup> Wainwright, Hilary; Reclaim the State, 2009, Seite 190ff (lokale Initiativen von Brasilien bis England für die Rückgewinnung öffentlicher Dienste und ihrer direkt-demokratischen Verwaltung)

<sup>53</sup> Welzer, Harald; Leggewie, Klaus: Das Ende der Welt, wie wir sie kannten, 2009

<sup>54</sup> Winklhofer, Richard: Effizienz staatlicher versus privater Betriebe - empirische Belege zu einer öffentlichen Diskussion, in «Kurswechsel», 2/2001: «Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass die Unternehmensperformance wesentlich von der Konzentration des Eigentums abhängt, um den nötigen Anreiz zur Kontrolle des Managements zu schaffen. Kein eindeutiger empirischer Beweis kann jedoch für die These erbracht werden, dass staatliches Eigentum per se zu einer geringeren Unternehmensperformance führt. Vielmehr spielt die Vermögens- und Finanzstruktur eine bedeutendere Rolle. Darüber hinaus zeigt sich wiederum, dass vor allem eine effiziente Unternehmenskontrolle eine positive Performanceentwicklung unterstützt. Letztlich muss also konstatiert werden, dass die in letzter Zeit vorangetriebenen Privatisierungen keine stichhaltige theoretisch-empirische betriebswirtschaftliche Bestätigung finden.»

<sup>55</sup> siehe «Commons-Regeln» Seite 14

<sup>56</sup> Siehe nachfolgendes Skizze zu «Mikroagro» auf Seite 24

<sup>57</sup> Vergleiche «Ökodesign» auf Seite 10

Realwirtschaft, von der Realwirtschaft zu den realen Commons. Wir sind bloss den kapitalistischen Verwertungs- und Wachstumsfetisch losgeworden. Um dies zu erkennen braucht es allerdings einen allgemeinen mentalen Wandel,<sup>53</sup> eine Einsicht, dass wir selbst zuständig sind und nicht nur passive, zu versorgende Wohlstandsbürger. Dieser Wandel entsteht dadurch, dass wir eben die Dinge gemeinsam in die Hände nehmen.

Eine auf den Commons beruhende Wirtschaftsordnung ist direkt auf den Nutzen ausgerichtet und hat keinen inneren Wachstumszwang mehr. Wir erbringen die Leistungen, die wir brauchen, im Rahmen ökologischer und sozialer Leitplanken. Dann kann nichts schief gehen.

Selbstverständlich macht die Tatsache, dass ein Unternehmen staatlich (oder genossenschaftlich) ist, es noch nicht zu einem besseren, effektiveren Unternehmen. Es gibt sehr schlechte staatliche Unternehmen oder überhaupt staatliche Verwaltungen (das berühmte Beispiel von Griechenland) und sehr gute (Skandinavien, Schweiz). Das hat nicht systemische, sondern historische Gründe. Insgesamt spielt es für die Effizienz keine Rolle, ob ein Betrieb dem Staat gehört oder Privaten.<sup>54</sup> Migros (zwar ein sozusagen chinesisch gesteuerter Betrieb, aber immerhin der grösste nichtstaatliche Arbeitgeber in der Schweiz) gehört praktisch uns allen, d.h. niemandem, und funktioniert trotzdem. Entscheidend ist eine effektive Kontrolle von unten

(diese geschieht jedoch bei der Migros nicht). Diese wird mit stärkerer demokratischer Mitverantwortung und Transparenz in Zukunft wirksamer werden können.<sup>55</sup>

In der Landwirtschaft (wir müssen ja essen!) hat der Staat schon lange die Regie übernommen. Aktuell stammen von jedem Franken, den ein Schweizer Bauer verdient, 80 Rappen vom Staat. Bauern sind de facto Staatsangestellte wie Spitalärzte oder ETH-Professoren – sie haben es nur noch nicht gemerkt. Milch und Kartoffeln produzieren sie trotzdem. In dieser Funktion wird der Staat durch direkte Subsistenz-Verknüpfungen ersetzt werden können.<sup>56</sup>

Im Unterschied zur sozialistischen Kommandowirtschaft, deren Scheitern uns immer noch als Schreckgespenst vorgehalten wird, geht es hier um eine demokratisch organisierte Struktur, die sich auf die Bedürfnisse aller Beteiligten abstützt, die transparent ist und auf öffentlicher Rechnungslegung basiert. In der Schweiz funktioniert das gut, wo der Staat allerdings autoritär regiert wird, ist das Scheitern programmiert.

Die so genannte Staatsquote, die heute bei allen modernen Staaten schon um die 40 % beträgt (Frankreich 57 %, Schweiz 34 %, Dänemark 58 %), würde vielleicht auf 65 % ansteigen – absolut aber schrumpfen.<sup>57</sup> Nichts prinzipiell Neues würde geschehen. Das absolute Ausmass der heutigen öffentlichen Dienstleistungen ist allerdings nicht

zukunftsfähig.<sup>58</sup> Der Genossenschaftsstaat (als Commons-Institution) würde also nur jene Aufgaben übernehmen, die lokale Commons-Gemeinschaften nicht erbringen können. Diese würden so umgestaltet, dass sie viel mehr Aufgaben als heute übernehmen können (Relokalisierung). Es gilt das Subsidiaritätsprinzip.

Selbstverständlich würde diese neu strukturierte industrielle Subsistenz (von unten gesteuert und dem nachhaltigen Leben dienend) auch andere Formen der Partizipation in den Arbeitsprozessen selbst (Arbeitsbedingungen) und der Arbeitsverteilung, der Entlohnung usw. mit sich bringen müssen. Was die Selbstverwaltung in Betrieben betrifft, so gilt diese nur für die Arbeitsbedingungen, nicht aber für die Art, Form oder Menge der Produkte (denn diese werden ja von den gesellschaftlichen Einheiten über einen iterativen Planungsprozess bestellt<sup>59</sup>). Die Entlastung vom Marktdruck wird auch effizientere Formen der Kooperation im Innern der Betriebe hervorbringen und die generelle betriebswirtschaftliche Management-Krise beenden («unfähige Chefs» ist nur ein Symptom verfehlter hierarchischer Strukturen!).

Wie Frigga Haug<sup>60</sup> es vorschlägt, könnte man sich ein Teilzeitsystem für alle vorstellen, das in professionelle Lohnarbeit (20-Stundenwoche), Haushalt- und Landarbeit, gesellschaftliche Aktivitäten und individuelle Betätigungen zerfällt (z.B. je vier Stunden, oder nach Bedarf). Die gesellschaft-

lichen Aktivitäten umfassen Politik, Verwaltung, Partizipation auf allen Stufen, Kommunikation. Dass sie dafür vier Stunden pro Tag reserviert, erstaunt nicht: Institutionen, die auf Kooperation und Commons beruhen, sind sozial komplexer und erfordern mehr Mitwirkung als die simple Regulierung durch das Prinzip «wer zahlt, befiehlt».

Commons-Institutionen können nur kooperativ funktionieren, wenn extreme Ungleichheiten vermieden werden, was eine Auswirkung auf die Entlohnungsprinzipien haben muss. Besonders entlohnt würden vor allem unangenehme oder riskante Arbeiten, der besondere Einsatz und das Übernehmen von Verantwortung, nicht aber Leistungsfähigkeit und Talente (sind genetisch bedingt) und die Ausbildung (wird ja von allen mitbezahlt). Auf jeden Fall müsste ein Teil der Arbeit mit einem universalen Verrechnungsmittel (Geld) entlohnt werden, damit eine gewisse Mobilität der Menschen und eine flexible, überregionale Allokation von Ressourcen (Kredite) ermöglicht werden (der heutige, planetarische Durchschnittslohn läge bei ca. 6000 \$ pro Jahr).

Gewisse Lebensbereiche (Haushalt, Ernährung, gewisse öffentliche Dienste) können demonetarisiert werden, bei andern wird Geld als Rationierungs- oder Verbrauchssteuerungsmittel eingesetzt. Besondere Gefahren ergeben sich aus diesem Gebrauch des Geldes nicht, denn es dient nicht mehr als Verwertungsmedium.

<sup>58</sup> Siehe nachfolgendes Kapitel zu «Genug ist mehr als genug: Suffizienz» auf Seite 32

<sup>59</sup> siehe «demiurgisches Prinzip» auf Seite 13

<sup>60</sup> Haug, Frigga: Die Vier-in-einem-Perspektive, Politik von Frauen für eine neue Linke, 2012

## 2. Ernährungs-Subsistenz durch agrourbane Nachbarschaften

Die Hauswirtschaft ist die Grundlage jeder Wirtschaft, und somit ein Aspekt der Subsistenz. Neben der allgemeinen, industriellen und öffentlichen Subsistenz bildet der erste Kreis der Subsistenz, die Nahrungsmittelversorgung, bzw. Wohnen, Kleiden, Alltagskultur usw., eine eigene organisatorische Ebene.

Das zweite Standbein einer Postwachstumsgesellschaft sind also Subsistenzgemeinschaften auf Nachbarschaftsebene, die zugleich die Nahrungsmittelproduktion erbringen. Dazu später noch mehr. Dieser Kreis kann um einen Sechstel der wirtschaftlich notwendigen Leistungen erbringen (wenn man heutige Haushaltsausgaben im engeren Sinn als Berechnungsgrundlage nimmt). Diese Nachbarschaften sind zugleich das allgemeine soziale Basismodul einer auf den Commons beruhenden Gesellschaft.

Hier beginnt das Empowerment, das Vertrauen und die «Daseinsmächtigkeit».<sup>61</sup> Nachbarschaften schaffen die sozialen Bedingungen für einen Aufbau von Haltungen und Werten, die Menschen befähigen die Gesellschaft zukunftsfähig zu machen.<sup>62</sup>

## 3. Der Rest

Als dritter Sektor bleibt der Rest. Es ist dies ein kreativ-kooperativer Sektor, der nur ökologische

und soziale Rahmenbedingungen einhalten muss, sonst aber frei agieren kann. Aktivitäten in diesem Sektor können auch als «Vereins-Commons» organisiert sein, dazu gehören Assoziationen und Stiftungen aller Art. Wer sie nutzen möchte, muss zwar Mitglied sein,<sup>63</sup> aber im Prinzip stehen sie allen offen, sie mehren den gesellschaftlichen Reichtum und erbringen öffentlich zugängliche Dienste. Auf jeden Fall machen sie keinen Profit für Einzelne. Wenn der Lebensunterhalt gesichert ist, entsteht ein von ökonomischen Zwängen – zum Beispiel Rendite – befreites Spielfeld, wo verschiedenste Produktions- und Austauschformen erprobt werden können: Markt, Geschenke, Open Source, offene Werkstätten, Reparatur-Cafés, Tauschmärkte, Jahrmärkte, Basare usw. In diesem Rahmen ist auch Tauschen statt Teilen kein systemrelevantes Problem mehr. Der Kapitalismus ist nirgendwo ohne Einwirkung des Staates spontan aus der kleinen Warenproduktion entstanden.<sup>64</sup>

Selbstverständlich sind diese drei funktionalen Kreise zugleich territorial definiert. Der Genossenschaftsstaat funktioniert am besten auf mittelgrossen Territorien, die verkehrsmässig ohne grossen Energieaufwand integriert werden können. Das bedeutet Territorien, innerhalb derer man zum Beispiel mit einer maximal zweistündigen Bahnfahrt Dinge erledigen kann. Direkte Demokratie funktioniert am besten in kleineren Ländern wie der Schweiz, Irland, Estland, Sri Lanka, Costa Rica

<sup>61</sup> Gronemeyer, Marianne: Genug ist genug, Über die Kunst des Aufhörens, 2008 | Gronemeyer, Marianne: Leben als letzte Gelegenheit, 1993 (eine radikale Zivilisationskritik)

<sup>62</sup> Für weitere Eigenschaften und Funktionen der Nachbarschaften und ihrer landwirtschaftlichen Verknüpfung verweisen wir auf den 2. Teil ab Seite 23.

<sup>63</sup> Siehe Commons-Regel 1, Seite 14

<sup>64</sup> Kurz, Robert; Schwarzbuch Kapitalismus, 1999 (wie alles begann) sowie Kurz, Robert; Geld ohne Wert, 2012 (Wert und Verwertung, innere Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise)

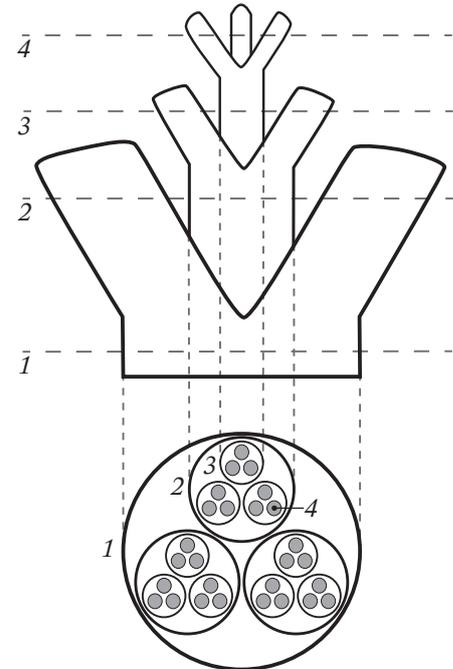
usw. Hier kann die politische Eigendynamik nicht so leicht ausser Kontrolle geraten. Das Misstrauen vieler Bürger in Grossnationen, gegenüber Washington, Berlin oder Paris, ist durchaus berechtigt.

Statt Grossnationen brauchen wir in einem nächsten Kreis subkontinentale oder globale Zweckverbände, die auf der Basis von Genossenschaften, deren Mitglieder kleine Länder (Territorien) sind, aufgebaut werden können. Es gibt heute schon solche Zweckverbände, wie zum Beispiel das Cern, die als Gemeinschaftsunternehmen geführt werden, heute noch von Nationen, danach von Territorien. (Leider untersteht das Cern keiner wirklichen demokratischen Kontrolle, ist also in dieser Hinsicht kein Modell.) Nur in einem solchen Rahmen können High Tech-Produkte (Ökodesign) und industrielle Komponenten, Module und Materialien effizient hergestellt werden (zum Zusammenbau in Territorien oder sogar in Nachbarschaften). Ob wir es schaffen werden, demokratische und effektive globale Institutionen zu entwickeln, hängt wesentlich von der Demontage von Grossnationen und der Demokratisierung in den kleineren Territorien ab. Die EU sollte gerade dies zu ihrem Programm machen. Vielleicht braucht sie dafür eine Neugründung, an der wir uns dann gerne beteiligen werden.

Die Dreiteilung der Commons ist notwendig um keine einseitigen Abhängigkeiten aufkommen

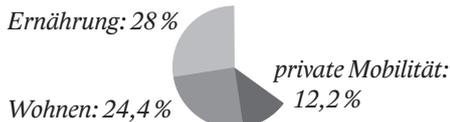
zu lassen. Weder soll der Staat allzu mächtig werden – auch wenn er schlanker und demokratischer wird – noch soll die Subsistenz der Nachbarschaften isoliert funktionieren. Wo immer etwas in einem gesellschaftlichen Rahmen gemacht wird, gibt es auch Macht, das heisst, dass Einzelpersonen oder Gruppen Entscheidungen fällen müssen, die viele Leute betreffen. Je mehr man Macht verteilt, umso geringer sind die Risiken. Und ein unregulierter Rest sorgt dafür, dass immer wieder neue Impulse gegeben werden können. Einen angeborenen Machttrieb hat man beim Menschen noch nicht entdeckt. Das Streben nach Macht und Besitz (also Kontrolle über Ressourcen und Reserven) ist eher eine soziale Manifestation von Sicherheitsbedürfnissen und von Vergleichs- und Verlustängsten oder von mangelnder sozialer Bestätigung des Selbstwerts. Das Haben wird wichtig, wenn es mit dem Sein nicht klappt. Das Dazugehörigkeitsgefühl in gelebten Gemeinschaften sollte diese Defizite ausgleichen.

*Die Einbettung kleinerer in grössere Commons-Module kann nicht-hierarchisch so dargestellt werden:*



*«nested holons», Arthur Koestler*

Wo der Grossteil der gesamten Umweltbelastung erzeugt wird:



<sup>65</sup> Für eine detailliertere Darstellung verweisen wir auf unsere Broschüre «Nachbarschaften entwickeln!», die auf [www.neustartschweiz.ch](http://www.neustartschweiz.ch) als PDF abrufbar ist oder dort auch gedruckt bestellt werden kann

## 2. Teil: Das Potential der Nachbarschaft

### Warum bei den Nachbarschaften ansetzen?

Wir kommen nun zum zweiten Teil, wo die konkreten Vorschläge von Neustart Schweiz skizziert werden. Es geht hier schwerpunktmässig um den Zusammenhang dieses Modells mit den Ideen von Commons und Subsistenz.<sup>65</sup>

Die erste viel versprechende Institution der Commons, das eigentliche Grund-Modul einer auf Commons basierten Gesellschaftsordnung, ist die Nachbarschaft. Der Rahmen der Nachbarschaft ergibt sich logischerweise aus den Anforderungen der Resilienz (z.B. Modularität, Relokalisierung), der Subsistenz und den Regeln für funktionierende Commons. Ostroms Regeln entsprechen weitgehend den Statuten einer Wohngenossenschaft (inklusive Zugangsberechtigung, Kontrolle, Schiedskommission) und finden in diesem relativ grossen Rahmen ihre praktische Anwendung. Zudem sind Nachbarschaften (verbunden mit Land in der Region) die passende Subsistenz-Gemeinschaft.

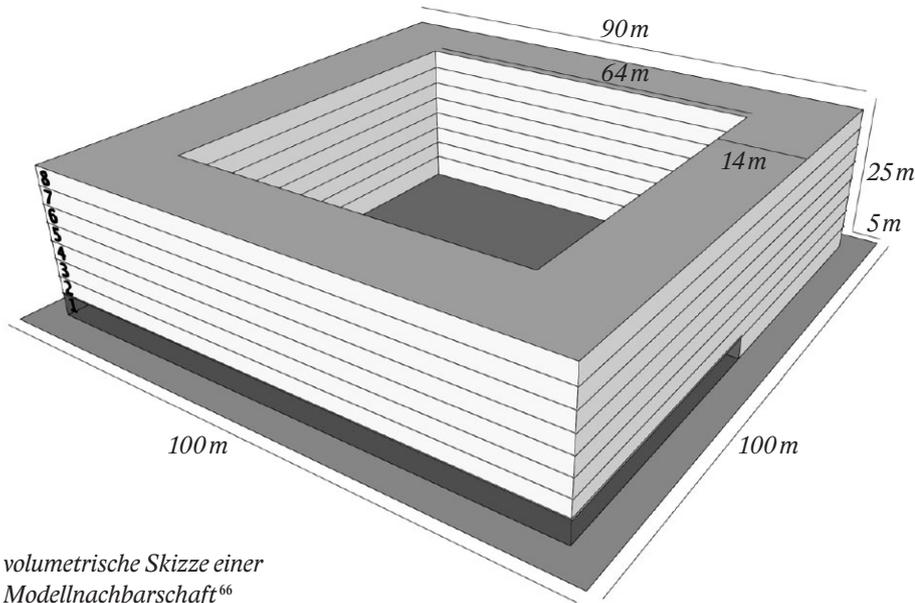
Das Konzept der Ernährungssouveränität ist ein Teil der Subsistenzmethode.

Aber auch aus rein ökologischen Gründen (Suffizienz) sind die Nachbarschaften der richtige Ansatzpunkt, siehe nebenstehende Infografik zur Umweltbelastung.

Unser altes Betriebssystem basiert ja darauf, dass das Kapital wachsen muss, aber nur wach-

sen kann, wenn es sich über einen Umweg durch den Konsum verwertet. Der Konsum geht letztlich durch unsere Haushalte, weil dort unsere Einkommen anfallen. Der Konsum in den Haushalten ist der Jungbrunnen des Kapitals, das sich so erhält, erneuert und eben – leider – wächst. Der Kapitalismus liesse sich theoretisch einfach durch Konsumverweigerung stoppen. Doch diese Strategie riskiert sich in wirkungslosen individualistischen Verhaltensaufforderungen zu verlieren. Durch Kooperation und Teilen (eben Commons und Subsistenz) lässt sich der Ressourcen- und Energieverbrauch in den Nachbarschaften reduzieren und erst noch eine befriedigendere Lebensweise verwirklichen. Die Antwort ist nicht Asketismus oder Verzicht, sondern kollektiv hergestellter Luxus. Gemeinsam handeln, nicht einsam verzichten!

In Städten handelt es sich um möglichst dichte Nahbereiche: Eine Nachbarschaft mit rund 500 Bewohnern ist ein Hektar gross, 6 bis 8 Stockwerke hoch, mit einem schönen, grossen Innenhof. Die Gebäude haben eine Tiefe von 14 Metern – was zu einem guten Verhältnis von Aussenhaut und Volumen führt. Die Dichte ist hoch, doch grosszügige, gemeinsam genutzte Räume im Erdgeschoss und ein weiter Innenhof machen sie nicht bedrückend. Rein volumetrisch sieht sie so aus:



volumetrische Skizze einer  
Modellnachbarschaft<sup>66</sup>

In Wirklichkeit sieht natürlich jede Nachbarschaft wieder anders aus. Das obige Modell ist nur ein Referenzmodell. Das Wohnen in verdichteten Nachbarschaften spart Kulturland. Das Modell entspricht etwa 160 Einfamilienhäusern, die 6,4 ha Land brauchen würden (ohne Erschliessung).

Die Nachbarschaft, wie wir sie vorschlagen, hat nicht bloss mit soziokulturellen Freizeitaktivitäten

zu tun, sondern sie ist ein logistischer Terminal, ein hauswirtschaftliches Modul, eine relokalisierte Bündelung verstreuter Lebensfunktionen. Dazu muss sie relativ gross sein – um die 500 Bewohnerinnen und Bewohner, oder 200 Wohnungen. Fundamental ist ihre Verknüpfung mit einer landwirtschaftlichen Fläche von ca. 80 Hektar im Umkreis von 20 bis 50 Kilometern.<sup>67</sup>

<sup>66</sup> Genauere Zahlen zu diesem Referenzmodell in: «Nachbarschaften entwickeln!», Seite 41

<sup>67</sup> Siehe Skizze auf Seite 24 sowie Ausführungen dazu ab Seite 27

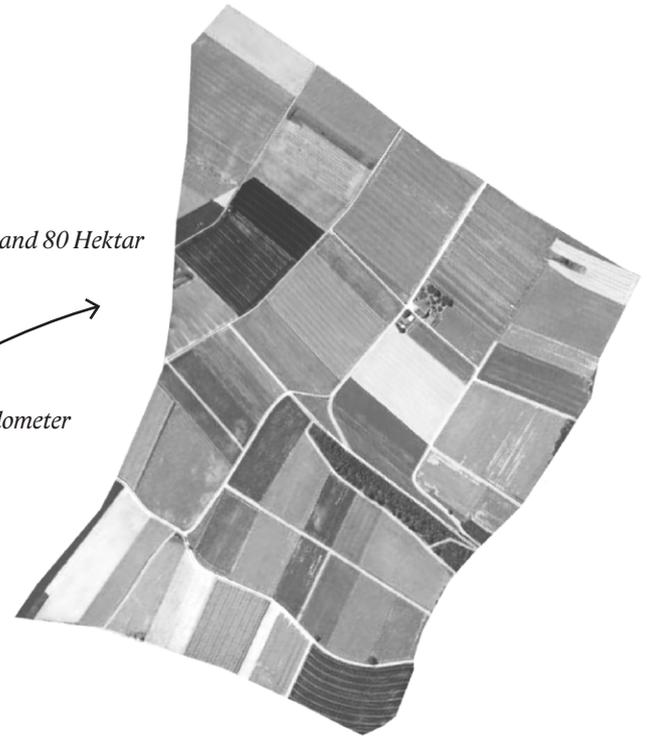
**«Mikroagro»**

Land 80 Hektar

20 - 50 Kilometer



Stadt 1 Hektar



*Links unten: Nachbarschaft inklusive Mikrozentrum.  
Rechts: Agrozentrum. 500 Bewohnerinnen und Bewohner einer städtischen Nachbarschaft können mit einer Landwirtschaftsfläche von etwa 80 ha regional mit einem Grossteil der Nahrungsmittel direkt versorgt werden. Das nennen wir «Mikroagro».*

Für eine soziale Stabilität braucht es eine gewisse minimale Grösse. Stabilität wiederum ist entscheidend für das Gelingen von Kooperation. (Man kooperiert kaum mit Menschen, die man höchstwahrscheinlich nie wieder trifft.<sup>68</sup>) Damit Kommunikation funktioniert, darf sie nicht zu intim sein, es müssen sich interne Sub-Gemeinschaften (zum Beispiel Wohngemeinschaften) bilden können. Eine Grösse von um 500 Personen ist notwendig, um die interne Organisation entspannt und transparent zu gestalten. Gemäss Dunbar<sup>69</sup> können Menschen bis zu einer Anzahl von 150 Personen<sup>70</sup> informell kommunizieren – diese Zahl muss also *überschritten* werden, damit ein Zwang zu formellen Institutionen, zur bewussten Gestaltung der Informationsflüsse entsteht. So werden Mausechelen, Cliqueswirtschaft und mafiöse Herrschaftsformen vermieden. Nachbarschaften sind keine Sippen oder Stämme. Nachbarschaften brauchen Regeln<sup>71</sup>, Regeln schaffen Vertrauen und schützen vor allem die Schwachen. Sie verhindern Machtkonzentrationen. Grössere soziale Einheiten (tausend oder mehr Bewohnerinnen und Bewohner) wiederum führen zu allzu grosser Anonymität, erlauben weniger spontane Kooperation und erzeugen eine abgehobene Verwaltung. Sie sind kein «Nest» mehr.<sup>68</sup>

Die «mittlere Grösse» erlaubt es uns dazu zu gehören (was wichtig ist für resiliente Strukturen), aber trotzdem nicht den Preis extremer sozialer

Klebrigkeit und Kontrolle zu bezahlen. Nachbarschaft ist eine zwiespältige Qualität: zu viel davon macht uns nervös, zu wenig einsam. Wir brauchen gemeinsame Bereiche, aber auch eine geschützte Intimsphäre. Dieses Gleichgewicht kann in jeder Nachbarschaft anders definiert werden, je nach kulturellem Hintergrund, Lebensalter oder Lebenssituation.

Für eine effektive Betriebswirtschaft und Arbeitsteilung braucht es ebenfalls eine gewisse Grösse: In diesem Rahmen kann die Einteilung zu kollektiver Mitarbeit flexibel eingerichtet werden, man kann auch einmal ausfallen, ohne dass der Betrieb zusammenbricht (Busfaktor: wenn jemand vom Bus überfahren wird, bricht das System nicht zusammen).

Ist eine Nachbarschaft klein, muss man auf Teilinfrastrukturteile verzichten, was sie wiederum unattraktiv macht und zusätzliche Dienste ausserhalb erfordert. Jede ausgelagerte Funktion macht die Wege länger und verschlechtert die Umweltbilanz.

Wenn eine Gemeinschaft genügend gross, diversifiziert und stabil ist, dann wird ganz automatisch die Möglichkeit des Teilens verbessert. Kooperation braucht «clusters».<sup>72</sup> Der teilbare Kooperationsgewinn ist grösser. Wenn man zu klein ist, wird das Teilen schwieriger, nur schon, weil es weniger zu teilen gibt. Die Grösse hat also auch eine systemische, ja politische Bedeutung. Zu kleine Commons-Module funktionieren nicht.

<sup>68</sup> Wilson, Edward O.: Die soziale Eroberung der Erde, 2013

<sup>69</sup> Dunbar, Robin: Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand, 1998

<sup>70</sup> Die Dunbar-Zahl beschreibt die Anzahl der Personen, von denen jemand die Namen und die wesentlichen Beziehungen untereinander kennen kann. Sie wird für den modernen Menschen auf etwa 150 geschätzt.

<sup>71</sup> Siehe die Ostrom-Regeln auf Seite 14

<sup>72</sup> Nowak, Martin: Supercooperators, 2011

In Siedlungen dieser Grösse gibt es Altersgruppen, die unter sich interaktionsfähig sind, es gibt zum Beispiel 85 Alte über 65, die sich kulturell diversifizieren können (Beatles und Rolling Stones Fans können sich separat treffen). Für die Pflege- und Hausarbeit (aka Care-«Economy») sind genügend grosse Gruppen für den Aufbau einer tragfähigen Betreuungsinfrastruktur notwendig. Heute sind die Pensionskassen<sup>73</sup>, auf denen unsere Altersversorgung basiert, ein grosser Wachstumstreiber, weil ja aus den Zinsen des Kapitals unsere Renten bezahlt werden sollen. Wenn diese Gelder in Nachbarschaften investiert würden, und die Sorge für Kranke und Alte teilweise direkt an Nachbarschaften und Quartiere (Wohnen, Ernährung, einfache Betreuung könnten dort in Form von «Gutscheinen» erbracht werden) übertragen würde, dann könnte dieser Wachstumstreiber entschärft werden.

Dichte Blockrandbebauungen dieser Grösse (meist aus der Gründerzeit) gibt es schon in vielen Städten, typischerweise in Paris, Wien, Berlin, Barcelona, aber auch in Zürich und Basel. Sie können leicht umgenutzt werden, weil sie ja aus einer Epoche stammen, als es noch keine Autos gab, und der öffentliche Verkehr und das Fahrrad vorherrschend waren (die Umnutzung späterer, «autogerechter» Siedlungen ist logischerweise schwieriger). Diese Tatsache ist hilfreich, weil wir es uns nicht werden leisten können Städte als ganze

ökologisch umzubauen (oder gar neu zu bauen wie Masdar in Abu Dhabi). Die Zeit läuft uns davon.

Die Grössenordnung um die 200 Wohnungen ist schliesslich auch bei Neubauten bauökonomisch nahe liegend – es fallen relativ weniger Kosten an, wenn im Grossen gebaut werden kann. Es ist wohl kein Zufall, dass aktuell die meisten Siedlungen in dieser Grösse gebaut werden.<sup>74</sup>

Innerhalb dieser urbanen Nachbarschaft sind die meisten Orte im Durchschnitt nie mehr als 80 Meter entfernt (inkl. vertikale Bewegungen). Achtzig Meter legt man in etwa einer Minute zurück, es handelt sich um die berühmte Pantoffeldistanz; man muss sich nicht extra «anziehen», es geht auch im Morgenrock. Erledigungen in dieser Distanz kann man zwischendurch machen, ohne Planung, man kann sogar während dem Kochen noch ein Ei oder eine Zwiebel holen – falls es eben eine Infrastruktur in diesem Umkreis hat. Man kann kurz eine Arbeit unterbrechen. Man kann leere Zeiten ausnützen. Das ist daher eine synergetisch sehr effektive Distanz.

Nachbarschaften sind urban – was aber ist mit dem «Land»? 50 Prozent der Menschheit, 75 Prozent der Menschen in Europa, wohnen in Städten. Die Neu-Definition der Städte vom Land her ist die wichtigste Herausforderung unserer Zeit. Ohne die Bändigung der wuchernden Mega-Citys gibt es keine nachhaltige Zukunft. Wir müssen uns also auf die Städte konzentrieren. Selbstverständlich

<sup>73</sup> Seidl, Irmi; Zahnt, Angelika, (Hg.): Postwachstumsgesellschaft, 2010 (gemäss Irmi Seidl ist die Alterssicherung einer von acht Wachstumstreiber).

<sup>74</sup> Siehe etwa Neu-Affoltern in Zürich

sind alle beschriebenen Folgen unserer verkehrten Lebensweise, die Folgen der Krisen, der Industrialisierung der Landwirtschaft usw. auch auf dem Land spürbar.

Und ebenso selbstverständlich muss die Umgestaltung der ländlichen Regionen zusammen mit dem Umbau der Städte erfolgen. Doch ohne eine Umkehr in den Städten, wo sich Ressourcen und Macht angesammelt haben, gibt es keine Chance auf ein anderes Stadt-Land-Verhältnis.

Nicht alle Menschen brauchen in Nachbarschaften zu leben. Wenn eine substantielle Mehrheit (sagen wir: 65 %) dies tut, genügt das schon

für eine systemische Neukonfiguration, für die Macht der Nachbarschaften. Dazwischen hat es genug Platz für Einzelgänger, andere Gruppen und Gemeinschaften. Die Nachbarschaften wiederum können auf vielfältige Weise Allianzen bilden und in Einzelbereichen (z. B. im Pflegebereich) kooperieren. Sie bilden so ein stabiles Netz von sozialer Sicherheit, das nicht administrativ gestützt werden muss, sondern sich aus dem Leben einfach ergibt. In der Nachbarschaft bleiben zu können ist für das Wohlbefinden, ja für die Gesundheit<sup>75</sup>, sehr wichtig: Je länger man an einem Ort lebt, desto weniger möchte man enturzelt werden.

## Die 6-Tonnen-Woche

Gemäss Schätzungen benötigt eine Nachbarschaft pro Woche ca. 6 Tonnen an Nahrungsmitteln. Einige Produkte (Kartoffeln, Getreide) fallen allerdings nur einmal pro Jahr an und können dann in grösseren Einheiten auch per Bahn angeliefert werden. Zusammenarbeit zwischen Nachbarschaften ist nicht verboten.

Wie man aus der nebenstehenden Tabelle ersieht, ist für die Reduktion des Landverbrauchs eine vermehrt vegetarische Ernährung entscheidend, aber auch mit einer nur reduzierten tierischen Produktion (Milch, Eier und Fleisch) geht es

noch gut. Heute liegt der Fleischverbrauch bei ca. 55 kg. Ernährt man sich vegetarisch, so würde man nur die Hälfte der Fläche brauchen (nicht 32,5 %, weil man dann ja mehr Fläche für eine zusätzliche pflanzliche Kalorien- und Proteinproduktion, etwa Bohnen, einsetzen müsste).

Es ist jedoch nicht nötig, dass die Schweiz (oder irgendein anderes Territorium) als historisch zufällig entstandenes Gebilde sich vollständig mit Nahrungsmitteln versorgt, es geht allenfalls um den mitteleuropäischen Raum, Importe bleiben möglich – wenn sie fair sind.

<sup>75</sup> Gladwell, Malcolm: Outliers, 2008

Für eine direkte Lebensmittellogistik braucht es ein Lebensmitteldepot von rund 400 m<sup>2</sup>, Raum für Verarbeitung und eine grosse Küche. In diesem Depot+Küche werden angelieferte Nahrungsmittel nicht einfach gelagert, sondern sofort zu Mahlzeiten verarbeitet. Da 32% des Energieverbrauchs bei der Ernährung<sup>76</sup> durch Lagerung und Zubereitung verursacht werden, ist es entscheidend, dass Lebensmittel nicht endlos von Kühlschrank zu Kühlschrank wandern, sondern als Convenience Food möglichst verzehrgerecht aufbereitet werden. Diese Mahlzeiten können dann entweder abgeholt und in der Wohnung oder Wohngemeinschaft noch fertig zubereitet werden (Saucen, aufwärmen), oder gleich im Restaurant nebenan eingenommen werden. Es ist ökologisch weder sinnvoll noch notwendig, dass möglichst viele Menschen Mahlzeiten gemeinsam in grossen (meist leer stehenden, aber geheizten) Räumen einnehmen. Das «Restaurant» ist daher ein Mehrzweckraum (Lounge, Bibliothek, Café, Klatsch und Tratsch) von um die 300 m<sup>2</sup>, wo nur etwa 150 Personen sich gleichzeitig aufhalten können. Für seine kommunikative Funktion reicht das völlig aus.

Die Frage stellt sich: warum müssen wir uns jetzt auch noch auf dieser Ebene selbst mit Nahrungsmitteln versorgen? Das hat mit der besonderen Eigenschaft der Landwirtschaft zu tun, die als industriell betriebener Wirtschaftszweig weder privat noch staatlich je nachhaltig funktioniert hat,

sondern eher mit der Kindererziehung verglichen werden kann. Die Herstellung von Lebensmittel gehört zur Pflegearbeit, wie ortoloco<sup>77</sup> das betont. Diese Sorge für Boden, Pflanzen und Tiere kann nur in erster Person wahrgenommen werden, sie kann nicht ganz delegiert werden (das Gleiche gilt auch für die Kindererziehung). Alle Versuche mit staatlichen oder privaten agroindustriellen Grossbetrieben effektive Nahrungsmittelproduktion zu betreiben, scheitern: ihr Energieinput ist immer höher als ihr Kalorienoutput. Der Wasserverbrauch ist nicht nachhaltig. Böden, Biodiversität und Gewässer werden zerstört. Nahrungsmittel werden verschwendet. Doch das Brot, das Iris gebacken hat, wirft man nicht weg. Die Krautstiele, die man selbst gejäätet oder geerntet hat, lässt man nicht verderben.

Die vertragslandwirtschaftliche Anbindung von Bauernbetrieben an urbane Nachbarschaften ist logistisch ideal: von einem diversifizierten Betrieb werden alle regional und saisonal produzierbaren Produkte direkt an einen ebenso diversifizierten kollektiven Endverbraucher geliefert. Mikroagro ist also die konkrete organisatorische Form der Ernährungssouveränität und zugleich materielle Basis der Selbstbestimmung. Wer sich nicht selbst ernähren kann, wird immer ökonomisch und politisch erpressbar bleiben.

Wir reden hier (in heutigen Zahlen) von einem Umsatzvolumen von 1,5 Millionen Franken, um

<sup>76</sup> Hänggi, Marcel: Ausgepowert. Das Ende des Ölzeitalters als Chance, 2011

<sup>77</sup> www.ortoloco.ch

## Biolebensmittel: Mengen und Flächenbedarf (Schätzungen)

Produkt roh	verarbeitet	Person/Woche	500 Pers./Wo.	pro Jahr	Anbau/Futterfläche
Gemüse, Kräuter		2kg	1000 kg	50'000 kg	2,5 ha
Milch		2l	1000l		
	Joghurt	0,4l	200l		
	Käse	0,3 kg	150 kg		
	Butter	0,2kg	100 kg		
				260'000l	60 Kühe, 30 ha
Eier		4 Stk.	2000 Stk.	5000 kg	500 Hühner, 5 ha
Getreide	Brot	1 kg	500 kg		
	Teigwaren	1 kg	500 kg		
				50'000 kg	15 ha
Kartoffeln		1 kg	500 kg	25'000 kg	1 ha
Obst, Beeren	Most	3kg	1500 kg	75'000 kg	8 ha
Fleisch		0,6 kg	300 kg	15'000 kg (30 kg/Pers.)	Rind 12 t, 17,5 ha Schwein 3 t, 5 ha
Total			5, 76 t	300 t	85 ha tierisch: 57,5 (68%) pflanzlich: 27,5 ha

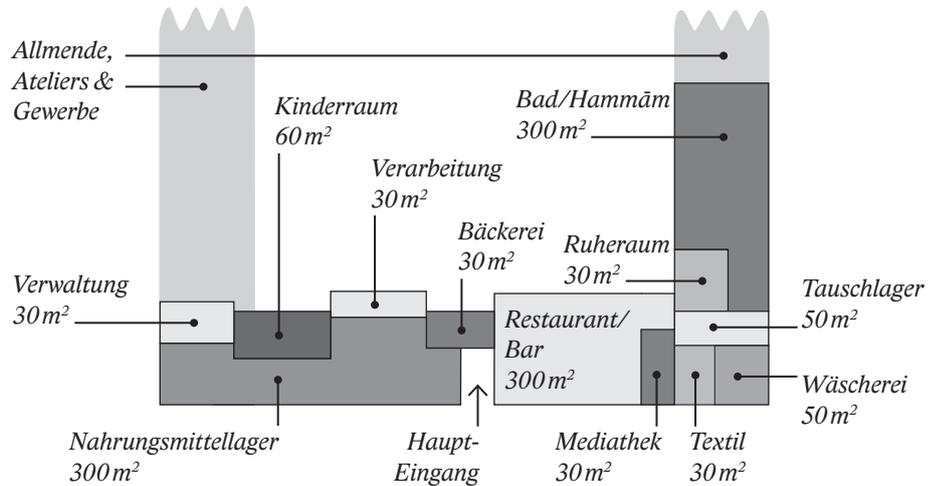
### Bemerkung:

In der Schweiz gibt es momentan noch ca. eine Million Hektar (ha) Kulturland. Das sind 71,42 ha pro Nachbarschaft (14'000). Bei etwas weniger Verbrauch von Fleisch und Milchprodukten würde das sogar für eine weitgehende Selbstversorgung ausreichen. Es gibt jedoch keinen Grund, warum nicht auch Getreide aus Frankreich, Sonnenblumenöl aus Ungarn oder Tomatenpüree aus Italien stammen sollten, vorausgesetzt der Austausch ist fair, nachhaltig, persönlich und direkt. Neustart Schweiz ist kein nationalökologisches Projekt.

ein Transportvolumen von knapp einer Tonne pro Tag. Aber das ersetzt eine Logistikkette, die heute über internationale und nationale Verteilzentren, energieintensive Supermärkte, den meist mit Indi-

vidualverkehr zurückgelegten Weg zu diesen usw. reicht und einen immensen Verpackungsaufwand erzeugt. Es geht (fast) alles einfach von A nach B, in grossen Gebinden.

### «Mikrozentrum»



Dies ist ein plausibler Vorschlag für ein Mikrozentrum von etwa 1200 m<sup>2</sup>. Es bietet eine lockere Sozillandschaft mit verschiedenen Funktionen, mit Nischen und mehreren ein- und Ausgängen. Man kann sich treffen oder aus dem Weg gehen.

Das Mikrozentrum ist nicht eine Kollektion von Kleinbetrieben, sondern direkt Teil der Genossenschaft (demiurgisches Prinzip<sup>78</sup>). Sie wird von bezahlten Geschäftsführern und unbezahlten Genossenschaftlern betrieben. Es geht also nicht

<sup>78</sup> Siehe Seite 13

um eine nostalgische Wiederbelebung des Kleingewerbes, dessen Zeit unwiderruflich vorbei ist. Welche Metzgerstochter will heute noch Metzgerin, welcher Bäckerstsohn noch Bäcker werden? Eine kleingewerbliche Logistik würde zudem unendliche Zielkonflikte zwischen Konsumenten und Inhabern provozieren, und eine Profitlogik gerade in einem Wirtschaftszweig einführen, wo schon lange keine Profite mehr gemacht werden können (oder dann nur mit extremer Ausbeutung von Familienmitgliedern oder erpressbaren «illegalen» Migrantinnen und Migranten, wie es heute oft bei Kleinbetrieben der Fall ist).

Diese neue Nachbarschafts-Institution bietet etwa den Komfort eines Viersternhotels. Ein grosses Zimmer, geheizt, Dusche, Balkon, gediegene Ausstattung (man kann diese Zimmer auch zu kleinen Wohnungen zusammenschliessen – falls man dem eigentlich abwegigen Konzept Wohnung noch etwas abgewinnen kann). Sie hat vielleicht sogar einen internen Swimming-Pool<sup>79</sup>, diverse Lounges, Bibliotheken, einen Gourmet-Shop mit Take-Away, einen Computerraum, eine Wäscherei, Coiffeur, Billard, Fumoir und Humidor, einen reichhaltigen Kostümverleih für Alltag und Feste. Das ganze Potential dieses Modells zeigt sich, wenn man sich vorstellt, dass es ja nun alle 200 Meter ein solches Mikrozentrum gibt, und ein Austausch unter ihnen frei möglich ist. Das ist angewandte Relokalisierung.

Es gibt hier jeden Tages frisches Gemüse, 40 Tomatensorten, Eier von glücklichen Hühnern und noch glücklicheren Bäuerinnen, frisches Brot, genug Zeit für neue Rezepte, neue Soufflés, neue Pasteten, neue Würste. Wie eine junge Köchin im *Blick* jüngst sagte: die perfekte Karotte ersetzt den langweiligen Kaviar. Aus Suffizienz wird ein neuer Luxus. Wenn man's richtig macht.

Um etwas illustrativer zu werden, haben wir versucht eine Modellnachbarschaft zu skizzieren, die als ein Biotop eines nicht-konsumistischen Lebensstils funktionieren könnte. Für Details verweise ich auf die Broschüre «Nachbarschaften entwickeln!» (2013) von Neustart Schweiz.

<sup>79</sup> Siehe Sargfabrik in Wien ([www.sargfabrik.at](http://www.sargfabrik.at)) oder die Siedlung Halen bei Bern ([www.halen.ch](http://www.halen.ch))

<sup>80</sup> Der Nobelpreisträger Daniel Kahnemann (Thinking, Fast and Slow, 2011, Seite 194) hat versucht zu berechnen, was unsere Lebensqualität am meisten beeinträchtigt. Er nennt das den so genannten U-Index. Dabei wird Zeit und Intensität des Unbehagens einbezogen. So verursacht z.B. der Tod kaum Unbehagen, weil er zwar sehr intensiv ist, aber nur kurz dauert. Dieser Index ist viel aussagekräftiger als die üblichen Umfragen der Glücksforschung, weil er nicht Interpretationen, sondern das effektiv erfahrene Unglück misst. Der grösste Unglücksfaktor in westlichen Gesellschaften ist das Pendeln im Auto: «Für 1000 amerikanische Frauen in einer Stadt des mittleren Westens betrug der U-index 29% für die morgendliche Fahrt zur Arbeit, 27 % für die Arbeit selbst, 24 % für Kinderhüten, 18 % für Hausarbeit, 12 % für gesellschaftliche Treffen, 12 % für Fernsehschauen, und 5 % für Sex. Der U-Index war an Wochentagen um 6 % höher als an Wochenenden.» Der U-Index für amerikanische Frauen (19%) ist höher als derjenige für französische (16%) und dänische (14%). Wenn wir also weniger Autofahren und weniger Arbeiten und das Kinderhüten anders organisieren (z.B. in Nachbarschaften), dann kommen wir dem Glück um einiges näher. Aber vielleicht macht ja dann der Stau im Elektromobil mehr Spass.

<sup>81</sup> [www.bit.ly/internetverbrauch](http://www.bit.ly/internetverbrauch) (PDF, 147 kb)

Die oben beschriebene Nachbarschaft würde heute einen Energiebedarf von 1008 Watt erfordern. Dies entspricht der langfristigen ökologischen Erfordernis, dass wir eben nur einen und nicht zwei Planeten verbrauchen dürfen. Unser heutiger Energieverbrauch bewegt sich zwischen 6000 und 10'000 Watt (je nach dem, ob man die importierte graue Energie dazurechnet). Der Energieverbrauch steht hier nur stellvertretend für ein ganzes Spektrum von Umweltbelastungen, mit denen er allerdings heute eng gekoppelt ist. Man könnte also auch den ökologischen Fussabdruck verwenden, bei dem analoge Reduktionen notwendig wären.

Eine suffiziente Lebensweise kann durch nachfolgende Verbrauchswerte illustriert werden

#### Ein 1000 Watt-Menü:

- 20 m<sup>2</sup> Privatwohnraum
- kein Auto
- keine Flugreisen
- 9 Personenkilometer/Tag Bahnfahrten (heute: durchschnittlich 6 km )
- Europareise von 2000 km (Bahn)
- Schiffsreise von 12'000 km
- 18 kg Fleisch pro Kopf und Jahr
- 70 Liter Wasser pro Tag (heute: 160 Liter)
- 1 Zeitung pro 10 Bewohnende

Es handelt sich hier wohlgerne nicht um die vorgeschriebene Lebensweise, sondern nur um eine quantifizierende Illustration. Wer zum Beispiel kein Fleisch isst, kann dafür Auto fahren: Veganerinnen und Veganer fahren Auto. Wer 30 m<sup>2</sup> Wohnraum beansprucht, verzichtet gerne auf die Europareise, weil es ja zu Hause so schön ist.

Für die grosse Schiffsreise gibt es heute selbstverständlich nicht genügend und nicht genügend ökologische Schiffe. Die Zahl zeigt nur auf, dass Wassertransporte die energetisch effektivsten sind. Wir sollten also Kanalsysteme wieder nutzen und grosse High-Tech-Segelschiffe bauen statt Autos und Flugzeuge. Das wäre das neue Ökodesign im Transportwesen, das wir kontinental und global realisieren müssen.

Die heutige Internetbenutzung (160 - 286 Watt pro Internetbenutzer<sup>81</sup>) ist sicher nicht nachhaltig möglich. Weniger Computer und eine Benutzung, die hauptsächlich der Optimierung der Hauswirtschaft und dem Austausch von Gütern dient, könnte sie um einen Faktor zehn reduzieren und damit tragbar machen. Mehr spontane interne Kommunikation spart auch E-Mails.

Diverse andere Posten machen beim heutigen Verbrauch schon so wenig aus, dass wir dort nicht prioritär sparen müssten (natürlich schadet es nicht, wenn wir es trotzdem tun): Kleidung

(8,5 Watt), Möbel (16 Watt), Haushaltabfall (11 Watt). Wo es sich noch anzusetzen lohnt, ist beim Plastik (224 Watt), Papier (75 Watt), Karton (60 Watt). Man vergleiche damit die grossen Posten, wie Wärme (1568 Watt), das Autofahren (1598 Watt) oder Flugreisen (686 Watt; wahrscheinlich ist es heute mehr, da diese Verbrauchszahlen sich noch auf das Ende der 90er Jahre beziehen).

Der Bildungsbereich macht heute in der Schweiz 3,6 % des Primärenergiebedarfs aus: sich mehr zu bilden würde uns also ökologisch nicht gerade umbringen. Aber selbstverständlich kann man auch Schulgebäude ökologischer und am richtigen Ort bauen und ihre Raumressourcen im Quartierkontext besser nutzen.<sup>82</sup>

Da die 1000-Watt-Grenze darauf abzielt den CO<sub>2</sub>-Ausstoss zu reduzieren, könnte man natürlich einwenden, dass man durch den Einsatz von nicht-fossiler und nicht-nuklearer erneuerbarer Energie den erlaubten Watt-Verbrauch ohne Schaden erhöhen dürfte. Doch wir haben heute Mühe nur schon den Strom innert nützlicher Frist (und nicht erst in 50 Jahren) aus erneuerbaren Quellen zu produzieren – dieser macht aber nur 25 Prozent des gesamten Energieverbrauchs aus.

Wir dürfen zudem nicht vergessen, dass der Energieverbrauch nur ein Aspekt der gesamten Umweltbelastung ist, und dass auch erneuerbare Energieanlagen die Umwelt belasten (Flussgewäs-

ser, Landschaftszerstörung, Produktion, Wartung und Ersatz der Anlagen usw.). Von nichts kommt nichts – darum ist es auf jeden Fall vorzuziehen, beim Verbrauch anzusetzen. Dass alle angepassten Technologien ausgenützt werden können, versteht sich von selbst. Doch auch wenn wir noch den letzten Hügel mit Windenergieanlagen zupflastern, werden wir zu spät kommen, um die Klimaziele zu erreichen. Zu viel CO<sub>2</sub> ist schon in der Atmosphäre.

Auch aus einem ganz andern Grund ist eine niederenergetische Gesellschaft wünschbar. Wie es Marcel Hänggi<sup>83</sup> in seinem Buch «Ausgepowert» so schön beschreibt, schafft «power» eben auch «Power». Wo viel Energie fliesst, braucht es einen grösseren gesellschaftlichen Aufwand um ihre Produktion und ihre Anwendungen zu kontrollieren und zu beherrschen. Es ist mehr «Macht» im Spiel. In der Regel profitieren die schon Mächtigen davon. Er beschreibt, wie das Pferd die gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu Gunsten der Männer kippte (im Falle der Indianer, aber auch der eurasischen Reitervölker um 3000 vor unserer Zeitrechnung).

Energie an sich kann zerstörerische Wirkungen haben. Die Länder mit dem grössten Energieverbrauch (USA, Russland, Saudi-Arabien) sind nicht die glücklichsten und nicht die egalitärsten. Ein Leben mit weniger Energie ist langsamer, leichter, direkter, unbeschwerter. Die geometrische Nähe, die es mit sich bringt, ist auch eine soziale.

<sup>82</sup> Zum Beispiel als ABC, Anti-Boredom-Center, ein kombiniertes Sozial-, Kultur- und Lernzentrum mit Gästehaus in jedem Quartier/jeder Landstadt der Welt

<sup>83</sup> Hänggi, Marcel: Ausgepowert. Das Ende des Ölzeitalters als Chance, 2011

Im historischen Vergleich ist allerdings auch eine 1000-Watt-Gesellschaft eine extrem hochenergetische Gesellschaft (in Äthiopien müssen die Menschen heute mit 100 Watt auskommen).

Letztlich kommen wir um eine Rationierung unseres Umweltverbrauchs nicht herum: doch statt *cap and trade*, sagen wir: *cap and share* (begrenzen und teilen statt begrenzen und handeln). Das ist auf jeden Fall gerechter. Wenn wir versuchen den Umweltverbrauch über Preise zu steuern, dann flitzen uns die Reichen mit ihren Porsches um die Ohren, während wir uns auf den Velos abstrampeln. So etwas macht niemand mit («wir sind doch nicht blöd!»).

Als wir im März 2012 im Tagesanzeiger von der Notwendigkeit der 1000 Watt-Gesellschaft re- deten, wurde das Schreckensbild einer Rückkehr in die Steinzeit an die Wand gemalt (damals fuhr man ja sehr viel Eisenbahn). Dieser Lebensstil ist im Gegenteil sehr komfortabel. Mindestens drei Mal besser als in den fünfziger Jahren, als schon einmal die 1500 Watt-Gesellschaft herrschte, wenn man inzwischen erfolgte Effizienzsteigerungen einrechnet. Damals fehlten nicht die Watt, sondern Gemeinschaft, Selbstbestimmung, kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten, Denk- und Redefreiheit<sup>84</sup>. Das Maul wurde uns dann mit der Konsumschwemme der 70-er und 80-er Jahre gestopft.

## Ohne Demos keine Demokratie oder: «the power of neighbourhood»

Warum Nachbarschaften? Ohne diesen ersten Kreis einer auf den Commons basierten Gesellschaft hat der ganze Rest kein Fundament, und er stürzt immer wieder ein. Ohne diesen elementaren Demos<sup>85</sup> gibt es keine Demokratie. Der wesentliche Punkt beim Umbau unserer Siedlungen zu multifunktionalen Nachbarschaften ist daher die Partizipation der Genossenschafter in erster Person.

Wenn es den Menschen nicht einleuchtet, dass ihre Mitwirkung in diesem Kreis wichtig, ja

schicksalsentscheidend, ist, dann degenerieren Nachbarschaften zu Verwaltungseinheiten, und die demokratische Essenz geht verloren. Und die weiteren Kreise werden auch nicht funktionieren. Wie schon Gottfried Keller sagte: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Die Partizipation sollte jedoch nicht erst nach der Einrichtung von Nachbarschaften beginnen, sie ist vorher schon unentbehrlich. Nur wenn man etwas selbst mitbestimmt und gestaltet hat, identifiziert man sich langfristig damit. Eine lebendige

<sup>84</sup> Damals herrschte der ideologische Terror des kalten Krieges

<sup>85</sup> Demos (griechisch *dēmos*, «Staatsvolk», im Gegensatz zu *éthnos* «Volkszugehörige») ist ursprünglich als Dorfgemeinde die kleinste Verwaltungseinheit innerhalb einer antiken griechischen Polis

Nachbarschaft ist im Idealfall das Resultat einer schönen Geschichte.

Was wir brauchen ist so etwas wie eine Neubesiedelung der Schweiz. Eine der Aufgaben von Neustart Schweiz besteht gerade darin, wieder Menschen zusammenzubringen, die bereit sind für solche partizipativen Prozesse. Bei der Motivation zur Mitarbeit im Kleinen ist eine Motivation, die sich aus dem ganz Grossen nährt, wesentlich. Wir bauen die Welt um, und Du stehst dann im Lebensmitteldépot und schleppest die Gemüseboxen herum. Für weniger machst Du's nicht lange.

«The power of neighbourhood»<sup>86</sup> sollte nicht unterschätzt werden. Schon heute sind Nachbarschaften durch das Internet, globale Treffen und NGOs, die oft in den lebendigsten urbanen Nachbarschaften ihren Sitz haben, eng vernetzt. «Occupy your neighborhood» folgt logischerweise auf «Occupy Wallstreet». Diese Horizontale der globalen Nachbarschaften wird eine wichtige Ergänzung bilden zu den notwendigerweise mehr indirekt und vertikal organisierten globalen Institutionen. Die schliesslich regional und global verschachtelten Institutionen der Commons brauchen eine gemeinsame alltagsnahe Basis, auf die sich all diese Kreise beziehen können. Die überall wieder anders gestalteten Nachbarschaften – vom Fischerdorf bis zum Hochhaus in Hongkong – bilden die Art, wie wir auf diesem Planeten zusammenleben. Hier können wir die Haltungen und Regeln,

die wir brauchen um auch grössere und weitere Commons zu verwalten, entwickeln und lernen. Wenn wir nicht in unserem Alltag zuständig sind, dann wird alles andere verlottern. Das «soziale Kapital» (ein fürchterlicher, instrumentalisierender Begriff, aber immer noch oft gebraucht), oder besser: Vertrauen, Hilfsbereitschaft, Konfliktfähigkeit, Verantwortung, Fähigkeit in Institutionen mitzuwirken, werden hier erworben und erhalten.

Im Rahmen der Nachbarschaften können Familien unbeschwerter gedeihen und Kinder ohne speziellen Unterricht «Sozialkompetenzen» erwerben, einfach indem sie in ein einbindendes und nicht isolierendes Umfeld hineingeboren werden. Die Intimität der Familie wird durch eine erweiterte Gemeinschaft ergänzt (aber keinesfalls ersetzt). Wir wollen keine «Staatskinder» – aber warum nicht Nachbarschaftskinder?

<sup>86</sup> «Die Macht der Nachbarschaften»; Saskia Sassen, am Nachbarschaftskongress der Hochschule Luzern im November 2012



Wuchern von Mega-Citys.<sup>87</sup> Über die ABC<sup>88</sup>, kann via Internet, Web-Cams, Videoübertragungen ein weltweites Netz des Austauschs installiert werden, das niemanden «in der Provinz» zurücklässt. Neben der power of neighbourhood entsteht so auch eine power of borough. Alle müssen dazugehören können.

Dieses Commons-Modul muss relativ gross sein (eben zwischen 15'000 bis 50'000 Menschen) damit es eine genügende Palette von öffentlichen Dienstleistungen bieten kann. Statt 2408 (Stand 2013) zum Teil nicht funktionsfähige Gemeinden hätte die Schweiz dann nur noch ca. 600 Gemeinden, die dafür fähig wären alle nötigen Dienstleistungen an Ort und Stelle zu erbringen.

Ein Quartier ist keine Nachbarschaft, eine Nachbarschaft kein Quartier. Ein Quartier – oder eine kleine Stadt auf dem Land – ist eine politische Grösse. Es versteht sich von selbst, dass auch Quartiere oder Landstädte Verfassungen haben, die den Regeln Elinor Ostroms entsprechen.<sup>89</sup> Im Unterschied zu den direktdemokratischen Modellen der Nachbarschaften (ordentliche und ausserordentliche Versammlungen) wird es hier jedoch Elemente von delegierter Verwaltung (Gemeindeparlament, Gemeinderat) brauchen. Direktdemokratische Organe (Volksversammlungen) sind noch möglich, aber nur in Ausnahmesituationen.<sup>90</sup>

Eine wichtige Aufgabe dieses Commons-Kreises besteht darin, einen Ausgleich zwischen den

Nachbarschaften zu schaffen, ähnlich wie heute die Finanzausgleichssysteme in den Kantonen oder auf Bundesebene. Es wäre fatal, wenn Nachbarschaften sich als konkurrenzierende Firmen positionieren würden, und wenn wir schliesslich reiche und arme Personen durch reiche und arme Nachbarschaften ersetzen würden. Diese Aufgabe haben natürlich auch alle weiteren Kreise, bis zur globalen Ebene, wo sie besonders dringend ist.

Ein besonders aktuelles Konzept sind Agroquartiere, also Stadtquartiere, die direkt mit dem angrenzenden Land verknüpft werden. Ideen gibt es dafür nicht nur in Genf und für den Flughafen Dübendorf. Unsere Genfer Freunde<sup>91</sup> schlagen vor, die Landarbeit zusammen mit Physiotherapeuten und Fitnessberatern so zu gestalten und einzuteilen, dass sie zugleich als Sport und Training dienen kann. Der Fitness-Spaten steht schon im Hauseingang.

Die nächste Einbettungsstufe sind Regionen, etwa sieben in der Schweiz.

Was das Territorium Schweiz betrifft, so ist die Wiederherstellung der Spannung zwischen einer Technozone und einer Art Abenteuerpark in den Alpen, wo wilde Kerle hausen, entscheidend. Abenteuer im eigenen Land sparen Flüge in andere Weltregionen. Merkwürdigerweise widerspricht all dies den Konzepten des Bundesamts für Raumplanung überhaupt nicht. Die reale Entwicklung läuft allerdings in die entgegengesetzte Richtung.

<sup>87</sup> Vergleiche [www.nestown.org](http://www.nestown.org) – eine nachhaltige Siedlung am Ufer des Tanasees in Äthiopien

<sup>88</sup> Anti-Boredom-Center, ein kombiniertes Sozial-, Kultur- und Lernzentrum mit Gästehaus in einem Quartier

<sup>89</sup> Siehe Seite 14

<sup>90</sup> Diese Quartiere/Landstädte sind die Entfaltungsräume des «public men», der Bürgerin und des Bürgers und haben so ihre eigene Qualität. Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, 1986 | Pfaller, Robert: Wofür es sich zu leben lohnt, 2012

<sup>91</sup> [www.agroquartier.ch](http://www.agroquartier.ch)

Zahnlose Raumplanungsgesetze und eine falsch verstandene Gemeindeautonomie (die vor allem gute Steuerzahler gewinnen will) haben dafür ge-

sorgt. Vielleicht bessert sich das jetzt ein bisschen. Territorien bilden subkontinentale Netze, diese wiederum den globalen Common.



*Die Weltgenossenschaft hat als Mitglieder gleich viele Territorien wie das Territorium Schweiz Basisgemeinden – ca. 600. Für eine zukünftige globale Organisation erscheint eine solche Struktur als gut überschaubar.*

Es stellt sich die Frage, wie dieser Umbau unserer Gesellschaft zu bewerkstelligen ist. Es gibt heute vielerorts kleinere Gemeinschafts- und Hausprojekte, genossenschaftliche Siedlungen, vertragslandwirtschaftliche Initiativen, die Grundzüge einer Commons-orientierten Lebensweise erproben.<sup>92</sup> Ihre Reichweite ist allerdings beschränkt, meistens bewegen sie sich in Nischen oder sind auf die üblichen Verdächtigen der Alternativszene beschränkt.

Ob man aus diesem «Sandkasten» einfach durch weiteres Wuchern herauskommen kann, ist zweifelhaft.

Wie man aus Umfragen und Abstimmungen (z.B. zur 2000-Watt-Gesellschaft) ersehen kann, ist der Mainstream wiederum durchaus offen für einen Ausbruch aus der kapitalistischen Treitmühle und sieht gemeinschaftliche Lösungen als normal an. Gemäss einer Umfrage der Bertelsmann-Stiftung von 2012 wünschen sich 80% der Deutschen eine neue Wirtschaftsordnung, da die anstehenden Probleme nicht anders zu lösen sind.

Das Auseinanderklaffen von vorhandenem Bewusstsein und effektivem Handeln ist auch hier so gross wie in allen Umweltfragen. Die Notwendigkeit von Veränderungen einzusehen und sie tatsächlich zu vollziehen, sind zwei Dinge. Die Macht der Verhältnisse ist stärker.

Obwohl es schön wäre, wenn Nachbarn sich einfach selbst organisieren würden, ist es nicht realistisch, dass sich multifunktionale agrourbane Nachbarschaften aus eigener Kraft bilden können. Die Zwänge des Alltagslebens sind dafür viel zu gross, ein paar Sitzungen an Feierabenden genügen nicht. Hier und dort werden sie in Situationen, wo die Voraussetzungen bestehen, als Solitäre vielleicht entstehen können.

Für einen gesamthaften Umbau braucht es jedoch so etwas wie eine politisch-ökonomische Wende. Nachbarschaften werden wohl als eine öffentliche Dienstleistung entstehen, sozusagen als ökologische Verwaltungsreform. Es braucht öffentliche Gelder, Beratung, Organisation. Die vorgängige Partizipation der Bewohner muss gezielt eingeleitet und unterstützt werden. Das wird die Bewohner befähigen danach ihre Nachbarschaften in eigener Regie weiterführen zu können. Es ist dies eine Aufgabe von Städten und Gemeinden, aber auch Bildungsinstitutionen wie die Fachhochschule Nordwestschweiz oder das Wohnforum der ETH engagieren sich in der Beratung von Genossenschaften, Quartieren und Gemeinden, und führen Studentenprojekte durch.

Als unmittelbarer Ansatz könnte die Forderung dienen, dass jede grössere Stadt eine Modellnachbarschaft einrichtet, wo Kursaufenthalte angebo-

<sup>92</sup> Voss, Elisabeth: Wegweiser solidarische Ökonomie, 2010 (alternative Projekte in Deutschland)

ten werden, und wo die neue Lebensweise erprobt werden kann. Sie könnten als bewohnbare Impulsgeber dienen.

Inwiefern man Politiker dazu bringen kann, solche Modellnachbarschaften zu unterstützen, hängt von lokalen Bedingungen ab.

## Schaffen wir es noch?

Obwohl jetzt überall von Commons, Gemeinwohl, Gemeingütern und dem dazugehörenden «Commoning» die Rede ist, dürfen wir nicht übersehen, dass die realen Entwicklungen überall in die entgegengesetzte Richtung gehen. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass der scheinote Neoliberalismus wirklich von selbst verschwindet. Die entstehende Commons-Bewegung ist realistisch gesehen erst eine marginale Gegenteilstendenz. Es ist absolut nicht sicher, ob sie nicht zu spät kommt und nichts mehr ausrichten kann.

Viele fragen sich, ob wir unsere ganz auf Konkurrenz, private Abgrenzung und das Abschieben von Verantwortung konditionierten Verhaltensweisen noch rechtzeitig werden ändern können. Sicher nützt es nichts zu sagen: wir müssen zuerst unsere patriarchalischen, religiösen, kastenbestimmten, tribalistischen, kommerziellen oder anderen Strukturen überwinden um dann die neuen Commons-Institutionen aufbauen zu können. Erfahrungsgemäss treten solche Strukturen gerade im Versuch kooperativ zu wirtschaften allmählich

in den Hintergrund. Verhaltensweisen ändern sich nur, indem man sich anders zu verhalten beginnt. Wie schon Aristoteles sagte: Werte bilden sich durch ihren Gebrauch, das heisst durch Einüben (und nicht etwa durch blosses Deklarieren).

Andere fragen sich, ob wir mit unserem vom Konsumismus kolonisierten Bewusstsein überhaupt noch fähig sind auszubrechen. Können wir uns mit unserem individualistisch konditionierten Denken Gemeinschaft noch vorstellen? Sind wir gemeinschaftsfähig? Ist der Mensch nicht an sich auf Konkurrenz, Egoismus und Machtstreben ausgerichtet? Ist der Mensch eben gierig, egoistisch, machtbesessen, aggressiv, kurzsichtig und dumm? Müsste nicht jede Gesellschaftsform, die diese Natur des Menschen negiert, totalitäre Züge annehmen? Drohen uns Umerziehungslager, Indoktrination, Diktatur? Wenn all das stimmt, dann können wir ja bloss noch sagen, so ist das nun eben, und es bleibt so. Und wenn die netten Kapitalisten und ihre politischen Exponenten uns nicht disziplinieren würden, wäre es noch viel schlimmer. Da heisst

es also: Danke sagen und weiterarbeiten. Die Rück-Definition von systembedingten Zwängen und Verhaltensweisen als anthropologische Konstanten ist eine ziemliche plumpe ideologische Manipulation. Wie es um die «Natur des Menschen» steht, wissen wir nicht – er ist schlicht zu allem fähig, jedoch sicher auch zur Kooperation.<sup>93</sup> Umerzienung – auch sanfte, spirituell gemeinte – kann nicht der Weg sein. Was es braucht sind Handlungsangebote. Und die müssen alle erreichen, eben so, wie wir sind. Wir müssen uns nicht ändern, aber wir können auch anders.

Eine weitere bange Frage stellt Massimo de Angelis in seinem Artikel: Krise, Kapital und Vereinnahmung — braucht das Kapital die Commons?<sup>94</sup>: «Riskieren wir nicht, dass Commons-Strukturen noch einmal von der Marktwirtschaft vereinnahmt werden?» Wie Graeber es erwähnt, funktioniert schon heute keine Firma ohne die informelle Zusammenarbeit («Kommunismus») ihrer Angestellten.<sup>95</sup> Betriebe sind Gebilde mit einer gemeinschaftlichen Dynamik. Schlauere Betriebe nutzen dies auch offen aus. Noch mehr trifft das auf den sozialen Bereich, die Reproduktion, zu: wir leisten grosse Mengen von Arbeit und benützen viele gemeinschaftliche Ressourcen, um arbeitsfähig zu bleiben. Der grösste Teil der Pflege- und Hausarbeit ist unbezahlt und wird vor allem von Frauen geleistet, die immer häufiger aus Tieflohnländern rekrutiert werden (die polnische Altenpflegerin

in der Schweiz usw.). Würde diese Arbeit nicht geleistet, oder müsste sie bezahlt werden, würde das Gesamtsystem sofort unrentabel und würde zusammenbrechen. Um überleben zu können, ist daher das Marktsystem darauf angewiesen, dass im sozialen Bereich Commons-Strukturen reaktiviert und ausgebeutet werden. David Cameron, der aktuelle Premierminister von Grossbritannien, nennt das Big Society (nach der No Society seiner konservativen Vorgängerin Margret Thatcher). Gemeint ist der Aufbau von Selbsthilfeorganisationen in Nachbarschaften und Gemeinden, die bisher öffentlich finanzierte Dienstleistungen durch Gratisarbeit ersetzen sollen. Wenn dazu noch das Gratis-Engagement im Ernährungsbereich (von Vertragslandwirtschaft bis Urban Gardening) käme, könnten Lebensmittel verbilligt und so die Lebenshaltungskosten gesenkt werden.

Lohnsenkungen wären dann möglich, und es resultierte eine grössere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Dass diese Vereinnahmungsmöglichkeit besteht, ist eine gute Nachricht. Sie belegt, dass hier ein akuter innerer Widerspruch des Systems vorliegt und ausgenutzt werden kann. Sie öffnet eine Tür zu Verhandlungen und zu neuen Deals. Schliesslich hängt es von der Macht der Nachbarschaften ab, ob es bei der Vereinnahmung bleibt, oder ob die Commons-Infektionen nicht mehr kontrolliert werden können. Die Sache ist für beide Seiten riskant, und daher interessant.

<sup>93</sup> de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011 sowie Wilson, Edward O.: Die soziale Eroberung der Erde, 2013

<sup>94</sup> Siehe Seite 227 in Helfrich, Silke; Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons – für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat, 2012

<sup>95</sup> Siehe Seite 100 ff in Graeber, David; Schulden, die ersten 5000 Jahre, 2012

Entscheidend für einen globalen Wandel wird das Verhalten jener 20 Prozent der Weltbevölkerung sein, die gegenwärtig von der Ungleichheit profitieren und zugleich über am meisten Macht verfügen (nur schon die Militärausgaben der USA betragen soviel wie diejenigen aller andern Länder zusammen). Von diesen 20 Prozent ist es wiederum die «mittlere Kaufkraftklasse»<sup>96</sup>, die dazu bewegt werden muss, sich auf einen (allerdings kollektiv geteilten) Viersternhotelkomfort umzustellen. Im Prinzip sind dies die Wähler der linken und grünen Parteien, der ökologisch bewusste und ökonomisch verunsicherte Mittelstand. Wird das Nachbarschaftskonzept sie überzeugen? (Von mir aus dürfen sie es auch als den letzten Schrei eines neuen «Lifestyles» verstehen [LoHaS]<sup>97</sup>). Wird es sie noch rechtzeitig überzeugen? Wenn diese geschätzten 10 Prozent der Weltbevölkerung dem Rest nicht bald ein konkret formuliertes Friedensangebot machen, dann werden die heutigen Kriege weiter gehen und sich noch verschärfen. Und im Jahr 2020 gibt es die angekündigte Revolution der jungen Generation...

Da Parteien und Verbände zu sektoriellen Interessenvertretungen geworden sind und sich laufend in internen Konflikten (Wirtschaftsschrumpfung kontra Arbeitsplätze, Ökonomie kontra Ökologie) verheddern, wird es verschiedene unabhängige Bürgerinitiativen brauchen, um die Dinge in Bewegung zu bringen.

Organisationen wie Neustart Schweiz<sup>98</sup> oder DANACH<sup>99</sup> sind Versuche diese Funktion auszufüllen. Die Unterstützung durch Hochschulen (FHNW, ETH) ist dabei entscheidend. Der politische Realismus legt es uns nahe, dass es viele Kompromisse, Mischformen und «unheilige Allianzen» brauchen wird um etwas zu bewegen. Globale Modelle sind wichtig, konkretes Anpacken im Kleinen, wo's halt geht, ebenso. Wir werden experimentieren müssen. Die Diskussion hat weltweit begonnen, es gibt überall interessante Ansätze und Projekte. Keiner kann sagen, sie habe nichts gewusst.

Die Hoffnung dürfen wir nicht aufgeben. Für Optimismus besteht allerdings kein Grund.

Wir müssen da raus – und wir werden es schaffen. Wenn nicht für uns, dann für unsere Enkel oder Grossnichten und -neffen.

<sup>96</sup> in der Schweiz jene 50%, die über ein Haushaltinkommen von zwischen ca. CHF 5'000 und 12'000 pro Monat verfügen

<sup>97</sup> Lifestyles of Health and Sustainability: Personen mit einem von Gesundheitsbewusstsein und -vorsorge sowie der Ausrichtung nach Prinzipien der Nachhaltigkeit geprägten Lebensstil

<sup>98</sup> [www.neustartschweiz.ch](http://www.neustartschweiz.ch)

<sup>99</sup> [www.danach.info](http://www.danach.info)

## Anhang

### Die Prinzipien einer Politik der Subsistenzperspektive<sup>100</sup>

1. Subsistenzpolitik ist eine Politik des Alltags, von «unten», vom tätigen, verantwortungsbewussten Individuum getragen und nicht von «oben», von einer übergeordneten Autorität her ausgeübt.
2. Subsistenzpolitik ist eine Politik des Notwendigen, der Immanenz statt der Transzendenz.
3. Die Politik für die Subsistenz orientiert sich am Konkreten, Stofflichen, Leiblichen, Sinnlichen und wendet sich gegen die Abstraktion des Geldes und die Anonymität der Ware.
4. Subsistenzorientierung ist eine Politik für die Wiederherstellung von Gemeinschaft.

### Unsere Resilienz stärken: Empfehlungen<sup>101</sup>

1. «Pflanzen Sie überall Nahrungsmittel an.»
2. «Fragen Sie stets: »Wie gut würde etwas funktionieren, wenn das Erdöl 200 Dollar pro Barrel kosten würde?«
3. «Setzen Sie bei neuen Entwicklungen im Energie-, Bau- oder Nahrungsmittelbereich auf Gemeineigentum und gemeinschaftliches Management.»
4. «Identifizieren Sie wichtige lokale Bedürfnisse und überlegen Sie, wie sie vor Ort befriedigt werden können.»
5. «Beziehen Sie alle mit ein.»
6. «Erzählen Sie wirkungsvolle Geschichten: Es geht um einen Wandel der Kultur, nicht der Umwelt.»

<sup>100</sup> Veronika Bennholt-Thomsen: Perspektiven der Matriarchatspolitik, St. Gallen 12. – 15. Mai 2011

<sup>101</sup> Hopkins, Rob, in Helfrich, Silke; Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons, Seite 45

## Kultur der Kooperation: Acht zu vermeidende Missverständnisse

1. «Was» ist wichtiger als «Wie».
2. Wir sind die Guten.
3. Wir wollen alle das Gleiche.
4. Wir verfolgen ideelle Ziele und müssen darauf achten, dass niemand kommerziell profitiert.
5. Wir lehnen Macht ab, darum gibt es sie bei uns nicht.
6. Wir schaffen einen Freiraum, wo alle machen können, was sie wollen.
7. Wir haben Vertrauen zu einander und brauchen keine Regeln.
8. Wir haben uns lieb und streiten uns nicht.<sup>102</sup>  
Und noch etwas: Auch Schweigen oder Geschehenlassen können Mittel der Machtausübung sein.

## Literaturverzeichnis

- Bennholdt-Thomsen, Veronika; Mies, Maria: Eine Kuh für Hillary. Die Substanzperspektive, 1997
- Binswanger, H. Christoph: Wege aus der Wohlstandsfalle, 1979
- de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011
- Diamond, Jared: Vermächtnis, 2012
- Dunbar, Robin: Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand, 1998
- Fabricius, Wolfgang: Kapital ohne Kundschaft, 2009
- Gladwell, Malcolm: Outliers, 2008
- Graeber, David: Schulden, die ersten 5000 Jahre, 2012
- Gronemeyer, Marianne: Genug ist genug, Über die Kunst des Aufhörens, 2008;
- Gronemeyer, Marianne: Leben als letzte Gelegenheit, 1993
- Haug, Frigga: Die Vier-in-einem-Perspektive – Politik von Frauen für eine neue Linke, 2012
- Helfrich, Silke; Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons, Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat, 2012
- Illich, Ivan: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, 1973/1980
- Jackson, Tim: Wohlstand ohne Wachstum, 2011
- Jacobs, Jane: Tod und Leben grosser amerikanischer Städte, 1961
- Jungbluth, Nils; Itten, René; Stucki, Matthias: Umweltbelastungen des privaten Konsums und Reduktionspotenziale, 2012

<sup>102</sup> Gemäss Elisabeth Voss (Entwicklungspolitische Konferenz, Chemnitz, 17. November 2012)

- Kahnemann, Daniel: Thinking, Fast and Slow, 2011
- Kropotkin, Petr: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, 1908
- Kurz, Robert: Geld ohne Wert, 2012
- Kurz, Robert; Schwarzbuch Kapitalismus, 1999
- Latouche, Serge: Bon à casser, 2012
- Laurent, Eloi: Demokratisch, gerecht, nachhaltig, 2011
- Loderer, Benedikt: Landesverteidigung, 2012
- Neustart Schweiz: Nachbarschaften entwickeln!, 2013
- Nowak, Martin: Supercooperators, 2011
- Ostrom, Elinor: Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter, 2011
- P.M.: Kartoffeln und Computer, 2012
- P.M.: Neustart Schweiz, 2010
- Paech, Niko: Befreiung vom Überfluss, 2012
- Pearce, Fred: Land Grabbers, 2013
- Pfaller, Robert: Wofür es sich zu leben lohnt, 2012
- Seidl, Irmi; Zahnt, Angelika, (Hg.): Postwachstumsgesellschaft, 2010
- Seligman, Martin: Flourish - Wie Menschen aufblühen. Die Positive Psychologie des gelingenden Lebens, 2012
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, 1986
- Sennett, Richard: Handwerk, 2008
- Sennett, Richard: Zusammenarbeit, 2012
- Shiva, Vandana: Leben ohne Erdöl, 2009
- Stiglitz, Joseph: Preis der Ungleichheit, 2012
- Taleb, Nassim Nicholas: Antifragile, 2012
- Tarnutzer S.; Bopp, M.: Healthy migrants but unhealthy offspring?, 2012
- Voss, Elisabeth: Wegweiser solidarische Ökonomie, 2010
- Wainwright, Hilary: Reclaim the State, 2009
- Welzer, Harald; Leggewie, Klaus: Das Ende der Welt, wie wir sie kannten, 2009
- von Werlhof, Claudia: Der unerkannte Kern der Krise, 2012
- Wilson, Edward O.: Die soziale Eroberung der Erde, 2013
- Zolli, Andrew: Resilience, 2012

## Impressum

Autor: Hans E. Widmer.

Diese Broschüre basiert auf einem Vortrag, den Hans E. Widmer im Jahr 2012 in sechzehn schweizerischen und deutschen Städten (Chur, Biel, Bern, Basel, Zürich, Köln, Chemnitz, Dresden, Halle, Leipzig, Berlin, Hamburg, Kiel, Münster, Kassel, Stuttgart) gehalten hat. Das Publikum zählte zwischen zehn bis siebzig Personen. Seine Fragen und Hinweise wurden teilweise berücksichtigt.

Mitarbeit und Gestaltung: Gabor Doka, Fred Frohofer und Thomas Gröbly

1. Auflage, April 2013

Herausgeber: Verein «Neustart Schweiz»  
[www.neustartschweiz.ch](http://www.neustartschweiz.ch)  
 CH-8000 Zürich  
[kontakt@neustartschweiz.ch](mailto:kontakt@neustartschweiz.ch)  
[www.neustartschweiz.ch](http://www.neustartschweiz.ch)  
[www.facebook.com/NeustartSchweiz](https://www.facebook.com/NeustartSchweiz)

Bankverbindung: Alternative Bank Schweiz ABS,  
 Postfach, CH-4601 Olten, [www.abs.ch](http://www.abs.ch)  
 IBAN: CH 090 83900 31074 510 007  
 PC der ABS: 46-110-7 | Konto: 310.745.100-07

Urheberrechte: Diese Broschüre steht unter der Creative Commons-Lizenz «BY ND 3.0» – somit ist vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen von Text und Bild erwünscht, wobei der Vereinsname «Neustart Schweiz» bzw. die Web-Adresse [www.neustartschweiz.ch](http://www.neustartschweiz.ch) genannt werden muss. Weder Text noch Bilder dürfen bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden. Weitere Infos zu den Creative Commons-Lizenzen: [www.bit.ly/cc-lizenz](http://www.bit.ly/cc-lizenz)

Druck: Ropress, Baslerstr. 106, CH-8048 Zürich, [www.ropress.ch](http://www.ropress.ch) – Ropress ist auf umweltbewussten Druck spezialisiert und arbeitet nach den jeweils besten ökologischen Kriterien.

Ökologie: Diese Broschüre wurde klimaneutral und mit erneuerbarer Energie gedruckt. Die Druckfarbe ist frei von Lösungsmitteln. Das Papier besteht aus 100 % Recycling-Material.

Schriften: Font-Family «Aller» (Logo, Titel sowie Kapitelüberschriften); Font-Family «Lido» (Lauftexte, Beschriebe und Anmerkungen)

Wettbewerb Multiplex handeln 24-Stunden Klauseln fragil  
Mieter Agromulti Lebensmittelindustrie Patent  
Analogkäse Gebühren: private Dienstleistungen Obsoleszenz  
Compliance Bank Sparprogramm Akzeptanz  
Abfall Grossbetrieb Shoppingcenter Energy Drink Egoismus  
volatil Rating Unsicherheit Computer  
Rendite Marketing Kapital  
Infrastruktur 60 kg Krise Zins  
Dividende Lobby privatisieren  
Unternehmer labil Bonus  
kaufen Werbung Risiko Markt Auto  
Konsument allein Profit  
bezahlen Starbucks U-Index 29 Fastfood Gier CEO  
Fitness Sucht Wachstumsgesellschaft Eigentum Markt Watt  
Copyright Marge Agglo Konsumgut Stufen  
Flugreise Lohnarbeit Wohnung Konkurrenz DAVOR ungleich  
Anonymität  
konzentrieren Gewinn Leistungslohn Geschäft  
Vollbeschäftigung neu Massenkonsum 99% Distanz  
Angebot+Nachfrage Gastrobusiness Ernst burn-out prekär  
1% Immobilien

Infrastruktur 4 in Einem Empathie produzieren+konsumieren 99%  
Ernährungssouveränität dazu gehören Einzelgänger Humidor  
Monitoring Bedürfnis Wettbewerb Resilienz Tee weniger Kreise  
40 Sorten Tomaten **Agrozentrum** Lounge 1 Kuh Tee Region Swimming-pool  
Demos **Ernährung** robust **Commons** teilen  
Neustart **geniessen** Wettbewerb Resilienz Tee Region  
Suffizienz Synergie **Nachbarschaft** Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
bekommen **frei** open source 1000 Watt **Urban** Glück 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Partizipation **frei** modular Kartoffeln DANACH **Nachbarschaft** fair 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
öffentliche Dienstleistungen **frei** Genossenschaft **Nachbarschaft** fair 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Partizipation **frei** Kartoffeln DANACH **Nachbarschaft** fair 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Daseinsmächtigkeit **frei** Mikroagro Bäckerei **Nachbarschaft** fair 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Gästehaus **frei** Mikrozentrum **Nachbarschaft** fair 500 Nähe **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Billard **frei** mehr Vielfalt **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
beitragen Existenzsicherung **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
kreativ-kooperativ **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Pantoffeldistanz **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Quartier **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Schiffsreise **relokalisieren** global **Demokratie** Fumoir 1% 14'000'000 Demiurg  
Velo transparent Postwachstumsgesellschaft

Neustart  
Schweiz